Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 3 – 19. Januar 2008 | Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland | C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Grenzen gezogen: Kanzlerin Angela Merkel steht zum neuen Kurs der Union in der Sicherheitspolitik. Foto: ddp

Merkel muß durchgreifen

Wahlkampfblockade lähmt Koalition – Konjunktur-Alarm droht

Von Klaus D. Voss

Koalitionen sind Zweckbündnisse, nichts anderes. Es kommt nicht so sehr auf den Umgangston untereinander an, sondern auf die Aufgabe, die gestemmt werden muß: Der Zweck bestimmt das Bündnis. Für Deutschland ist das ein dickes Bündel an Reformaufgaben, für das eine Große Koalition mit breiter Entscheidungsmacht wie geschaffen wäre.

Es war abzusehen, daß schon der erste besonders engagiert geführte Landtagswahlkampf dieses Jahres die Große Koalition in Berlin ganz aus dem Konzept bringen wird.

Hessens Ministerpräsident Roland Koch (CDU) hat sich dabei wenig vorzuwerfen, wenn er die Kernfragen Innere Sicherheit, Justizmißbrauch und vor allem die dramatische Entwicklung bei der Jugendkriminalität von in- und ausländischen Tätern zum Thema macht. Die deutliche Mehrheit der Deutschen ist froh, daß diese permanente Gefahr im Alltag nicht länger beschönigt wird.

Wenn Koch einen Nachsatz verdient hat, dann den: Er und andere Verantwortungsträger sollten sich nicht allein auf Wahlkämpfe versteifen, sondern einsehen, wie ernst es den Menschen im Land beim Thema Sicherheit ist.

Es ist höchster Ernst, auch in der Koalition. Bundeskanzlerin Angela Merkel muß durchgreifen und darf nicht hinnehmen, daß ihr SPD-Chef Kurt Beck und der Fraktionsvorsitzende Peter Struck die weitere Zusammenarbeit verweigern. Der Draht zwischen den Koalitionshälften scheint gerissen zu sein. Während die Union endlich zu beherzigen scheint, wo in der Innenpolitik die Prioritäten liegen, grenzt sich die SPD mit Konfrontation weiter ab. Sie setzt auf die Bezugschein-Mentalität in den Kreisen ihrer Wählerschaft und suggeriert Einkommensgewinn durch Mindestlöhne – ohne zu sagen, wie sorgsam dieses Instrument Mindestlohn eingesetzt werden muß, um die Wirtschaft nicht zu belasten.

2008 wird zum Jahr der Bewährung, weit über den Handlungsrahmen der Berliner Streitthemen hinaus. Die dramatische Entwicklung auf den Kredit- und Devisenmärkten verlangt entschlossenes wie inspiriertes Handeln, um die deutschen Unternehmen vor Nachteilen zu bewahren. Wie aber soll ein Wirtschaftskabinett aus Kanzlerin Merkel, dem SPD-Finanzminister Peer Steinbrück und Wirtschaftsminister Michael Glos (CSU) Leitmarken gegen den Verfall der Notierungen von US-Dollar und britischem Pfund setzen oder die Goldpreis-Anomalie ausgleichen, wenn im engsten Kreis nicht einmal die Grundfragen geklärt sind? Da leuchtet nichts mehr vom Vorbild des Krisenkabinetts von Helmut Schmidt, Karl Schiller und Franz Josef Strauß herüber.

Wenn wenigstens in Berlin die Zeichen richtig gedeutet würden – wie man Deutschland und die EU von den Weltkrisen abkoppeln könnte. Zuerst muß die Konjunktur-Schönfärberei des vergangenen Jahres zu den Akten gelegt werden, denn die Einschätzung der Experten geht inzwischen in die andere Richtung. Das Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung setzt die Konjunkturerwartungen Anfang 2008 auf den tiefsten Stand seit 1993 – und im Hintergrund droht eine Rezession made in USA.

Klaus D. Voss:

Sonderlocke

Warum soll eine schlechte Nachricht nicht auch etwas Gutes haben? Bitte sehr: Mit Streiks der Lokführer müssen die Bahnreisenden nicht mehr rechnen. Wenigstens das.

Aber das dicke Ende der Quasi-Tarifeinigung werden die Bahnkunden noch zu spüren bekommen. Nicht allein mit steigenden Fahrpreisen, weil die Bahn die Lohnausgaben finanzieren muß. Hinter dem verabredeten Tarifabschluß mit einer Elf vor dem Komma steckt eine Sprengladung für den Arbeitsmarkt. Der gefürchtete eigenständige Tarifvertrag für eine kleine Berufsgruppe liegt auf dem Tisch. Letztlich hat Bundesverkehrsminister Wolfgang Tiefensee (SPD) Vereinbarungen sanktioniert, die Konzerne wie die Bahn erpreßbar machen.

Jetzt kann es jede Berufsgruppe den Lokführern nachmachen und exorbitante Forderungen stellen. Zum Eintritt in den exklusiven Klub der Tarifkönige muß man nur einer Berufsgruppe mit spezialisierten Aufgaben angehören. Wenn einer nicht will, bleiben alle stehen. In einem Unternehmen wie der Bahn gibt es viele solcher Schlüsselpositionen, vom Lokführer bis zum Schrankenwärter.

Die deutschen Unternehmen konnten bisher darauf vertrauen, daß selbst im Tarifstreit das Zusammenspiel der einzelnen Beschäftigten-Gruppen gewahrt blieb und daß die Gewerkschaften mit ihrer Verantwortung für Flächentarifverträge die Wirtschaft vor der „englischen Krankheit“ bewahren konnten. Das ist mit der Sonderlocke für Lokführer jetzt vorbei.

Und die gute Nachricht für die Bahnfahrer hat natürlich auch eine schlechte Seite: Wer weiß denn, wann die Streckengänger die Lust auf eine Elf vor dem Komma bekommen? Oder die Fahrdienstleiter?

Riester-Pleite

Sparen auf Kosten der nächsten Generation

Die „Riester-Rente“ bleibt ein trübes Kapitel in der deutschen Sozialgeschichte – das TV-Magazin „Monitor“ hat jetzt vorgerechnet, was allen Fachleuten längst klar ist: Der großen Gruppe von Arbeitnehmern mit geringem oder nur knapp durchschnittlichem Einkommen wird das Riester-Sparen nichts bringen.

Noch schlimmer wird es bei jenen aussehen, deren Berufsweg durch Krankheit oder Arbeitslosigkeit unterbrochen ist.

„Monitor“ rechnete vor, daß Berufstätige mit gerade durchschnittlichem Einkommen auch mit 32 Beitragsjahren von 2030 an Renten beziehen werden, die unter der Grundsicherung liegen. Die Grundsicherung beträgt bei älteren Menschen derzeit zwischen 650 und 700 Euro, Vermögen und andere Einkommen müssen aber voll angerechnet werden, auch eine Riester-Rente.

Die ganze Wahrheit ist noch schlimmer. Der Kurswechsel in der Rentenpolitik durch die Regierung Schröder / Fischer war radikal. Nach 2030 können Arbeitnehmer nicht mehr damit rechnen, daß ihre Arbeitsleistung später in Form einer angemessenen Rente respektiert wird.

Die rot-grüne Regierung hatte es sich bei ihren Einsparungen im Sozialbudget zu leicht gemacht – statt den Wildwuchs unter den Sozialleistungen von heute zu bekämpfen, hat sie lieber die Renten von morgen gekürzt – wer merkt das schon? *vs*

Kehraus in Neapel

Die teuren Irrungen der Umweltschützer

Was geht uns Neapel an? – eine ganze Menge: Das Müllchaos in Süditalien ist ein Lehrstück für fehlgeleitete Umweltpolitik. Es muß schief laufen, wenn Ideologen die Oberhand bekommen und das Verlangen der Menschen nach einer sauberen Umwelt ausnutzen. Die Müllverbrennungsanlage in Acerra dicht bei Neapel könnte längst in Betrieb sein, wenn eine sonderbare Allianz von Umweltschützern die Blockade endlich aufgeben würde.

Statt dessen rotten etliche tausend Tonnen Müll auf den Straßen Neapels, werden unkontrolliert abgebrannt oder illegal deponiert. Die Notlösung ist der Abtransport nach Sardinien, Sizilien oder noch weiter: Welchen Sinn eine Langstrecken-Entsorgung über 1550 Kilometer von neapolitanischen Küchenabfällen im fernen Leipzig machen sollte, bleibt offen. Umweltschützer ab einem gewissen Fanatisierungsgrad drücken sich um ehrliche Antworten.

Unterstützt werden die italienischen Müllstreiter übrigens von links-grünen Umweltaktivisten aus Deutschland; der rege Austausch hat schon familiäre Züge angenommen, wie man in den einschlägigen Veröffentlichungen (zum Beispiel „Rote Fahne“) lesen kann. Die deutschen Müll-Aktivisten gelten als Veteranen; sie hatten sich schon vor mehr als zwei Jahrzehnten auf die Blockade von Müllverbrennungsanlagen verlegt, gleichzeitig aber auch die Ausdehnung von Deponien verhindern wollen. Ihr Konzept von damals ist allerdings in Luft aufgegangen: Kein Haushalt schafft auch bei striktester Trennung aller Abfallarten die damals propagierte „Müllquote Null“, Gewerbebetriebe oder Industrieunternehmen erst recht nicht.

Zum Glück hat sich die Politik in Deutschland an anderen Vorgaben orientiert und ist nicht den Weg à la Neapel gegangen. Die Müllbeseitigung in modernen Anlagen (Verbrennung oder biologisch-mechanische Aufbereitung) ist längst Standard mit ausreichenden Kapazitäten, die Einlagerung von Hausmüll auf Deponien ist praktisch ausgeschlossen. Umgesetzt hatten die neue „Technische Anleitung Siedlungsabfall“ übrigens grüne Bundesumweltminister – ohne größere Störungen aus den grünen Gemeinschaften. Die Umweltaktivisten haben sich längst neue Themen gesucht, die Müllquote ist vergessen, Klimaschutz heißt der neue Hit.

Geblieben sind als „Erinnerung“ an die grüne Abfall-Politik eine ausufernde Umwelt-Bürokratie, die vor allem Handel und Unternehmen zu schaffen macht. Daneben ein florierender Markt für Abfallstoffe aller Art – dort haben inzwischen Unternehmen das Sagen, die sich weitgehend einer kommunal bezogenen Aufsicht entziehen können. Die Verbraucher spüren vor allem eine Konsequenz: Die Müllabfuhr hat sich regional unterschiedlich verteuert. Als Faustregel kann gelten: Je stärker der Widerstand der Umweltaktivisten war, desto höher sind heute die Kosten. (Siehe auch Seite 7). *vs*

Ein Embryo ist auch ein Mensch

Im Streit um die Forschung mit embryonalen Stammzellen stößt der EKD-Ratsvorsitzende, Bischof Huber, mit seiner Position in den evangelischen Reihen auf Kritik. Ende Dezember hatte Huber seine Zustimmung zu einer Verschiebung des Stichtags für den Import dieser Stammzellen verteidigt. Zugleich behauptete er, der Konflikt habe eine „konfessionelle Färbung" angenommen.

Hintergrund des Streits: Bisher darf in Deutschland nur an embryonalen Stammzellen geforscht werden, die vor dem 1. Januar 2002 produziert wurden (Stichtagsregelung). Dies soll verhindern, daß Anreize zur Produktion von Embryonen – also Menschen im frühesten Stadium – geschaffen werden. Da die Qualität der zugelassenen Stammzellinien zu wünschen übrig lasse, plädieren Stammzellforscher dafür, die Stichtagsregelung aufzuheben, zumindest sind sie für eine Verschiebung. Nach Vertretern der römisch-katholischen Kirche und den Landesbischöfen Johannes Friedrich und Frank Otfried July hat sich nun auch der braunschweigische Landesbischof Friedrich Weber von der Haltung Hubers distanziert. In einem Interview mit der „Kölnischen Rundschau" sagte Weber, es sei eine christliche und nicht nur eine katholische Position, daß ein Embryo ein Mensch sei, über den nicht als Mittel zum Zweck verfügt werden dürfe. „Wir haben hier keinen Streit zwischen zwei Konfessionen, denn Bischof Huber beschreibt keine für die ganze evangelische Kirche verbindliche Sichtweise."

So wichtig manches Forschungsziel sein möge: „Es rechtfertigt nicht den Einsatz aller Mittel." Die Forschung an embryonalen Stammzellen sei ohnehin weit davon entfernt, die Therapien zu entwickeln, die Optimisten von ihr erwarten. Daher habe es keinen Grund gegeben, den Forschern durch die Verschiebung entgegenzukommen. *idea*

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Von Anfang an eine Mißgeburt

Gesundheitsfonds: Teurer Weg in die Staatsmedizin?

Von Ansgar Lange

Schon im Mutterleib zeigt der Gesundheitsfonds Zeichen von Schwäche und Krankheit. Der Geburtstermin wurde vom Gesetzgeber für den 1. Januar 2009 ausgerechnet; doch immer mehr Experten zweifeln daran, daß das unerwünschte Kind überhaupt noch zur Welt gebracht werden wird. Die sonst so zaudernd-zögerliche Bundeskanzlerin hatte extra ein Machtwort gesprochen. Mit einer Art Merkelschem „Basta" soll sie in einer Kabinettssitzung „unmißverständlich" klar gemacht haben, daß sie in dieser Frage voll hinter dem von Ulla Schmidt geführten Gesundheitsministerium stehe.

Worum geht es überhaupt? Die gesamte Gesundheitsreform ist außerordentlich kompliziert. Das gilt auch für ihr Kernstück, den Gesundheitsfonds. Selbst wenn unsere Politiker noch der einfachen Sprache des Volkes mächtig wären, was einige offensichtlich nicht sind, wäre es sehr schwierig, das Ganze zu erklären. Bereits am 2. Februar 2007 hat der Deutsche Bundestag das „Gesetz zur Stärkung des Wettbewerbs in der gesetzlichen Krankenversicherung" beschlossen, dem 14 Tage später auch der Bundesrat zustimmte. Man kann den Gesundheitsfonds auch als eine Art Symbol der verkorksten Konsenspolitik der Großen Koalition bezeichnen, da er das Unvereinbare vereinbaren soll. Der Wissenschaftliche Beirat beim Bundesfinanzministerium sah in ihm nämlich einen Kompromiß zwischen dem Konzept der Bürgerversicherung (SPD) und der Gesundheitsprämie oder „Kopfpauschale" (Union).

Nach den bisherigen Plänen wird der Bund den Beitragssatz für alle Krankenkassen zum 1. November 2008 erstmals einheitlich festlegen. Kommt eine Kasse mit dem ihr zugewiesenen Geld aus dem Fonds ab 2009 nicht aus, kann sie Zusatzbeiträge von ihren Mitgliedern erheben; andernfalls kann sie Bonuszahlungen ausschütten. Zurzeit liegt der durchschnittliche Kassensatz bei 14,8 Prozent. Könnte der Gesundheitsfonds die Versicherten teuer zu stehen kommen? Auch wenn die Politiker abwiegeln, weil sie andernfalls den Zorn des Volkes fürchten, schlagen bereits einige Kassen Alarm.

„Ich halte einen bundesweit einheitlichen Beitragssatz von 15,5 Prozent für nachvollziehbar, aber konkrete Prognosen sind erst im Herbst möglich", sagte zum Beispiel Barmer-Chef Johannes Vöcking. Die Kaufmännische Krankenkasse (KKH) schloß sich dieser Prognose an. Experten gehen davon aus, daß insbesondere Mitglieder von Betriebskrankenkassen in Zukunft stärker belastet werden könnten, da sie momentan meist sehr niedrige Beiträge zahlten. Die Sätze der 210 Kassen variieren zwischen 12,2 und 16,7 Prozent. Auch eine Studie für die arbeitgebernahe Initiative „Neue Soziale Marktwirtschaft" war zu dem Ergebnis gekommen, daß der neue Beitragssatz bei 15,5 Prozent liegen müsse, falls der Gesundheitsfonds eingeführt wird. Auf Krankenversicherte kämen damit höhere Kosten von bis zu 700 Euro pro Jahr zu, so das Magazin „Focus".



Unverständnis bei der Bevölkerung: Schon der Sinn der Praxisgebühr war umstritten. Foto: ddp

„Die Botschaft der Gesundheitsreform heißt, daß alle Kassen mit gleich langen Schwertern kämpfen", sagt der Gesundheitsexperte Michael Sander von dem Beratungsunternehmen Terra Consulting Partners in Lindau am Bodensee. Allerdings sei mit dieser Botschaft auch die „Holland-Gefahr" verbunden. „In unserem Nachbarland hat sich gezeigt, daß die Versicherten nach Einführung der Gesundheitsreform mit einem Fonds viel häufiger die Kasse und die Tarife gewechselt haben als zuvor. Auch wenn die Reformen in den Niederlanden und Deutschland nicht identisch sind, droht doch bei vielen gesetzlichen Krankenversicherungen, die einen Zusatzbeitrag erheben müssen, wenn sie mit ihrem Geld nicht ausgekommen sind, die sehr reale Gefahr eines Massenexodus." Die Politik will die Beitragssätze nur alle fünf Jahre ändern und dem Finanzierungsbedarf der Kassen anpassen.

Da seriöse Vorhersagen aufgrund der konjunkturellen und demographischen Entwicklung und anderer Faktoren nicht möglich sind, steckt die Politik in der „Beitrags-Falle", kommentierte die „Frankfurter Allgemeine Zeitung": „Steigt der Durchschnittsbeitrag, klagen Wirtschaft und Beschäftigte; reicht die Zuteilung nicht allen Kassen, werden sie die Regierung für Extrabeiträge verantwortlich machen, die sie von ihren Mitgliedern verlangen. So viel Einmischung der Politik könnte sich rächen im Wahljahr." Wenn DGB-Chef Michael Sommer von einer „bürokratischen Mißgeburt" und der Chef der Mittelstands- und Wirtschaftsvereinigung der Union, Josef Schlarmann, von einem „Weg in die Staatsmedizin" spricht, dann haben die Gesundheitsexperten erheblichen Erklärungsbedarf. Es verfestigt sich der Eindruck, die Politik wolle eine „Reform" einfach durchziehen, weil sie sonst ihr Gesicht verlieren und der Zusammenhalt der zerstrittenen Koalition noch schlechter würde.

Der Bürger, so viel Vorhersage darf sein, wird den Schaden davontragen. Bleiben Sie also gesund! Anders wär's nämlich schlecht.

Die Schulden-Uhr: Schwarzarbeit

Der Bundesrechnungshof rügt die Bundesregierung in Sachen Bekämpfung der Schwarzarbeit. So sollte die Einrichtung Finanzkontrolle Schwarzarbeit (FKS), die jährlich 400 Millionen Euro kostet, eine Milliarde Euro pro Jahr von erwischten Straftätern einnehmen, doch die Praxis hat gezeigt, daß die FKS nicht einmal ihre Kosten einspielt. Beispiel Geldbußen: 46,4 Millionen Euro Strafen wurden 2006 verhängt, eingetrieben wurden aber nur 9,7 Millionen Euro. Auch bei den Steuern sieht es nicht besser aus: Von 167 Millionen Euro hat der Fiskus „höchstens" zehn Prozent erhalten.

1.498.272.733.618 €

(eine Billion vierhundertachtundneunzig Milliarden zweihundertzweiundsiebzig Millionen siebenhundertdreiunddreißigtausend und sechshundertachtzehn)

Vorwoche: 1.497.946.716.236 €
Verschuldung pro Kopf: 18.189 €
Vorwoche: 18.185 €

(Dienstag, 15. Januar 2008, 12 Uhr, www.steuerzahler.de)

Schuldenwelle bedroht Großbritannien

In Großbritannien ist die Neigung, Geschenke auf Pump zu kaufen, gestiegen. Im Dezember summierten sich die Kreditkarteneinkäufe auf umgerechnet 51 Milliarden Euro, fast zehn Prozent mehr als im letzten Monat des Vorjahrs. Verschärfend wirken sich die gestiegenen Hypothekenzinsen aus. Die Bank von England steht unter Druck, die Leitzinsen noch einmal zu senken, nachdem sie den Satz bereits im Dezember um einen viertel Punkt auf 5,5 Prozent herabgesetzt hatte. Finanzexperten befürchten jedoch ein Anheizen der Inflation, da die Kosten für Energie und Lebensmittel ohnehin steigen. Angesichts der drohenden Schuldenwelle in Großbritannien hat die anglikanische Kirche von England eine Kampagne zur Schuldnerberatung gestartet. Unter anderem will die Kirche eine Checkliste verbreiten, die Bürgern helfen soll, Rat zu suchen, bevor die Schuldenfalle zuklappt. Erfahrungsgemäß steigt im Januar auch die Zahl der Scheidungsanträge. „Weihnachten ist nicht die Ursache für Scheidungen, aber es ist ein Katalysator", erklärte dazu James Stewart von dem größten britischen Rechtsanwaltsunternehmen Manches gegenüber der „Times". *idea*

Dreiste Abzocke

Mineralölkonzerne wollen das Normalbenzin vom Markt nehmen

Von Mariano Albrecht

Autofahrer wollten in den vergangenen Wochen ihren Augen nicht trauen. An vielen Tankstellen schossen die Preise für Normalbenzin auf das gleiche Preisniveau wie Super-Kraftstoff, doch es kam noch dreister: An einigen Tankstellen fanden sich Preise bis zu 3,99 Euro pro Liter Normalbenzin. Was war passiert?

In den Konzernzentralen und an den Tankstellen war von einem bedauerlichen Irrtum die Rede, defekte Anzeigetafeln sollen Schuld gewesen sein, noch frecher die Ausrede: Weil der Tankstelle das Normalbenzin ausgegangen war, wollte man die Anzeige leer lassen. „Die 3,99 Euro standen nur drin, weil wir keine Striche in die Anzeigen kriegen", hieß es. Nullen waren wahrscheinlich auch nicht anzeigbar. Wirklich nur ein Versehen?

> Raffineriekapazitäten seien knapp geworden

Tatsache ist, daß die Ölkonzerne eine erhöhte Nachfrage für Normalbenzin aus den USA verzeichnen, in Deutschland sinkt die Nachfrage, weil viele Autos das mit Bio-Ethanol gestreckte Gemisch nicht vertragen.

> Neue Autos sollen Bio-Ethanol besser vertragen

In den USA wird kein Biokraftstoff beigemischt. Angeblich steigt der Preis in Deutschland aufgrund der für Normalbenzin knapp gewordenen Raffineriekapazitäten.

Das Produkt Normalbenzin verursacht für den deutschen Markt zusätzlichen Aufwand in den Raffinerien, den Ölkonzernen entgehen Einnahmen für den Biokraftstoffanteil von Normalbenzin.

Ab 2009 soll der Anteil von Biokraftstoff bei Normalsprit und Super von derzeit fünf auf zehn Prozent steigen, kein Geschäft für die Ölmultis. Doch auch die Automobilindustrie springt auf den Karren.

Der Biosprit schädige die Motoren der älteren Fahrzeuge. Der ADAC schätzt, daß insgesamt rund 33 Millionen Fahrzeuge in Deutschland, die älter als zwei Jahre sind, betroffen sind.

Die Autohersteller stellen neue Modelle in Aussicht, welche die Beimischungen vertragen. Doch die muß der Verbraucher teuer anschaffen.

Mit der Verknappung und Verteuerung von Normalbenzin soll dem Autofahrer suggeriert werden, daß er zum Preis von Normalbenzin nun Super-Kraftstoff bekommt, doch dem wird der Biosprit auch beigemischt.

Wer ab 2009 dann noch sein vor 2006 gekauftes Auto fahren will, muß teuer tanken.

Einzig beim Ladenhüter Super plus soll dann die nur fünfprozentige Ethanolbeimischung weiter angeboten werden.

Daß es aberwitzig ist, daß die Mineralölkonzerne den hohen Preis und den künftigen Wegfall des Normalbenzins mit einer sinkenden Nachfrage nach dem Produkt begründen, wird bei einem Blick auf die Absatzmengen von Super Plus deutlich. Im Jahr 2007 wurden ganze 600 000 Tonnen des Edelsprits verkauft.

Christentum als Chance für Frieden

Christen in Afrika betrachten ihren Glauben nicht als Teilzeitangelegenheit. Er durchdringt vielmehr das ganze Leben. Das ist nach Ansicht des Generalsekretärs des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK), Samuel Kobia, ein entscheidender Faktor für das Wachstum der Kirchen Afrikas und für den Rückgang der Kirchen im Westen. Der aus Kenia stammende Methodist sprach bei einer Versammlung in der anglikanischen Washingtoner Nationalkathedrale. Viele Afrikaner seien überzeugt, daß sie hoffnungsvoller in die Zukunft gehen könnten, wenn sie sich an das Evangelium halten. Kobia sagte voraus, daß es 2025 rund 700 Millionen afrikanische Christen geben werde – Anfang des 20. Jahrhunderts seien es etwa zehn Millionen gewesen. Der christliche Glaube werde in Afrika nicht nur als eine Religion angesehen, sondern auch als eine Chance, zur Entwicklung und zum Bau einer friedlichen und versöhnlichen Gesellschaft beizutragen. Der ÖRK, dem 347 protestantische, orthodoxe und anglikanische Kirchen mit über 560 Millionen Kirchenmitgliedern in mehr als 110 Ländern angehören, entwickele sich zu einer globalen Gemeinschaft. *idea*

Wasser predigen

Von Harald Fourier

Seit Jahresbeginn gibt es in Berlin eine Umweltzone. („Abkassierzone“ sagen Spötter.) In die Berliner Innenstadt, also in den Bereich innerhalb des S-Bahn-Rings, darf nur noch fahren, wer über eine entsprechende Plakette an seinem Wagen verfügt. Es gibt sie in Rot, Gelb und Grün. Solche Umweltzonen haben auch andere deutsche Städte bereits eingeführt. Weitere werden dazukommen.

Angeblich geht es darum, die Feinstaubkonzentration zu verringern. Kritiker halten dagegen, daß die Regierenden nur eine neue Steuer eingeführt hätten, und eine neue Schikane gegen die Autofahrer.

Noch drücken die Behörden ein Auge zu, wenn jemand ohne Plakette in die Innenstadt fährt. Aber bald ist Schluß mit lustig. Dann muß Strafe zahlen, wer sich über die neue Vorschrift hinwegsetzt.

Mein Vater, der außerhalb des S-Bahn-Rings wohnt, will erst noch warten (es laufen mehrere Klagen). Ich dagegen mußte schon eine Plakette anschaffen. Den trotzigen Vorschlag meines Vaters („Dann fahre ich eben nicht mehr in die Innenstadt“) kann ich nämlich beim besten Willen nicht befolgen, weil ich dort wohne. Abgesehen davon, daß sich dieser Ratschlag sowieso nicht durchhalten läßt.

Der Berliner Senat selbst verhält sich in solchen Umwelt-Angelegenheiten übrigens selten vorbildlich: Er predigt Wasser und trinkt selbst Wein. Die Staatskarossen der Senatoren verbrauchen 224 Gramm Kohlendioxid pro Kilometer, während ein Neuwagen nur 160 Gramm hinaus bläst.

Dabei werden die Fahrzeuge immer nur für ein Jahr geleast, könnten also schnell umgestellt werden. Wurden sie aber nicht. Und eine Direktive der Umweltsenatorin, die als einzige einen Toyota fährt, wird von den unteren Behörden einfach ignoriert. Tolle Umweltschützer sind das, die vom Klima reden, aber auf einen Audi als Dienstwagen nicht verzichten wollen.

Um so schwerer machen sie dafür ihren Bürgern das Leben. Neben dem zusätzlichen Aufwand und den vergleichsweise geringen Kosten (Plakette kostet nur fünf Euro) bringt die Umweltzone ein anderes Ärgernis mit sich. In zwei Jahren läuft die Frist für meinen Wagen ab. Wenn ich ihn bis dahin nicht umrüste, was ökonomischer Unfug wäre bei einem bereits 14 Jahre alten Fahrzeug, dann darf ich mit ihm nicht mehr in die Umweltzone fahren, kann ihn also nicht mehr nutzen.

Ich habe nämlich leider nur eine rote Plakette erhalten. Das heißt, daß ich mit meinem Wagen (VW Golf) nur noch bis Ende nächsten Jahres nach Berlin hineinfahren darf. Danach muß ich das zuverlässige Fahrzeug verschenken oder verschrotten oder nach Weißrußland verkaufen. Da gibt es keine Umweltzonen.

Urteil verhöhnt Courage

Er wollte dem Opfer helfen – das kostete Darius E. vergangenen Sommer das Leben



„Da schauen wir tatenlos zu, das kann doch nicht sein!“ Das Problem ausufernder Jugendgewalt hat in einigen Berliner Stadtteilen kaum noch zu kontrollierende Ausmaße angenommen.

Foto: action press

Von Peter Westphal

Das Urteil ist gesprochen, doch der Aufschrei bleibt aus – ebenso die Abschiebung. Obwohl die Staatsanwaltschaft beim Hauptangeklagten, dem 17jährigen Türken Erol A., auf Mord plädiert hatte, verurteilte ihn die Jugendkammer des Berliner Landgerichts vergangene Woche nur wegen Totschlags zu acht Jahren Gefängnis. Dabei könnten im Rahmen des Jugendstrafrechts bis zu zehn Jahre verhängt werden.

Seine jugendlichen Mittäter, der Türke Ugor A., der eingebürgerte Evrim T. sowie der Rumäne Marius Z. erhielten Bewährungsstrafen von sechs bis 18 Monaten. Sie waren daran beteiligt, als am 12. Juni 2007 am Tegeler See der 23jährige Darius E. erstochen wurde.

Die Angeklagten waren damals von einem 43jährigen Mann angesprochen worden, weil sie beim Verlassen der Badestelle einen Haufen Müll zurückließen. Wegen der Ermahnung fielen die vier jugendlichen Gewalttäter über den Mann her, Ugur A. schlug mit einem Knüppel zu.

Daraufhin waren drei Badegäste dem Opfer zu Hilfe geheilt, unter ihnen der Reinickendorfer Elektriker Darius E. Ihm rammte der Hauptangeklagte Erol A. ein Klapp-Springmesser mit zehn Zentimeter langer Klinge in den Körper. Darius E. verstarb noch am selben Tag an seiner schweren Stichverletzung.

Bemerkenswerterweise sahen die Richter am Landgericht hierin keinen Mord. Die für diesen Tatbestand erforderlichen Merkmale der Heimtücke oder gar der Arglosigkeit wollten sie nicht erkennen. Begründung: Der ermordete Darius E. habe sich bewußt in eine gefährliche Situation begeben. Mit anderen Worten: Er hat für seinen Mut gebüßt, was den Tätern strafmildernd angerechnet wird.

Doch es ist nicht nur dieser, jegliche Zivilcourage ad absurdum führende Zynismus der Justiz, der viele Berliner fassungslos macht. Denn der Täter Erol A. hätte die Tat am Tegeler See eigentlich gar nicht verüben können. Im September 2006 nämlich war er bereits wegen einer gefährlichen Körperverletzung, bei der er sein Opfer mit einem Küchenmesser attackiert hatte, vom Amtsgericht Tiergarten zu einem Jahr Haft verurteilt worden – hätte also zum Tatzeitpunkt eigentlich in Haft sitzen müssen. Doch das Landgericht setzte die Strafe im April 2007 für zwei Jahre auf Bewährung aus.

Was dies im aktuellen Fall bedeuten mag, illustriert der 18jährige Mitangeklagte Ugor A. Auch der „kommuniziert“ gern messerscharf. Er steht unter Verdacht, am 29. Dezember 2007 einen 17jährigen mit einem Messer lebensgefährlich verletzt zu haben. Das Opfer hatte den Hauptangeklagten Erol A. wegen seiner Tat am Tegeler See belastet und berichtet, wie Erol A. Anfang Juni 2007 damit geprahlt habe, sein neues Klappmesser bald mal einzusetzen.

Auch in der Hauptstadt wird nun heftig darüber diskutiert, wie die Öffentlichkeit mit dem Phänomen jugendlicher Gewalttäter künftig umgehen will. Aktuellen Erhebungen zufolge, die der mit einem Fernseh-Verbot belegte Berliner Oberstaatsanwalt Roman Reusch dokumentiert hat, haben mindestens Dreiviertel aller Intensivtäter einen Migrationshintergrund. Allein in Neukölln, berichtet Bezirksbürgermeister Heinz Buschkowsky (SPD), seien 85 Prozent aller Intensivtäter nichtdeutscher Herkunft. Insgesamt beherbergt der Stadtbezirk 175 solcher Seriendelinquenten, „ein Sprengsatz“, so Buschkowsky im Deutschlandfunk. Sie dominierten den gesamten Stadtteil: „Da schauen wir tatenlos zu, das kann doch nicht sein“, beklagt der Sozialdemokrat.

Daß die Politik nicht immer tatenlos zusieht, beweist – allerdings auf ganz andere Art – der angrenzende Bezirk Kreuzberg. Der dort beheimatete Grünen-Abgeordnete Özcan Mutlu, der bereits wegen deutschfeindlicher Beamtenbeleidigung verurteilt worden war und der Herbert-Hoover-Oberschule „Zwangsgermanisierung“ vorwarf, weil sich dort die Schüler, Lehrer und Eltern für eine Deutschpflicht auf dem Schulhof entschieden hatten, demonstrierte im Bundestagswahlkampf 2005 auf eindrucksvolle Weise, wie er sich die Interessenvertretung der türkischen Gemeinschaft vorstellt.

Damals hatte die örtliche CDU den bayerischen Innenminister Günther Beckstein (CSU) zum Vortrag geladen. Daraufhin telefonierte der mit seiner Kollegin Claudia Roth auf Wahlkampftour befindliche Mutlu mit seinem Mobiltelefon Sympathisanten zusammen, die sich vor dem Restaurant Hasir, in dem die CDU-Versammlung stattfand, zusammenfanden.

Eine Versammlung von bis zu 400 Demonstranten versuchte die Versammlung zu verhindern, im Chor skandierte der aufgeputschte Mob „Nazis raus!“. Zwei Hundertschaften der Polizei mußten am Ende Becksteins Rückzug über den Hinterausgang absichern.

Auf der Internetseite der Grünen Jugend wird dieser Tag bis heute mit einer Bilderstrecke unter dem Titel die „Vertreibung Becksteins“ voller Stolz gefeiert. Der CDU-Abgeordnete Kurt Wansner, der sich noch genau an diesen denkwürdigen Tag erinnert, macht deutlich, was die Berliner CDU von Herrn Mutlu hält: Er sei das Paradebeispiel der integrationsunwilligen Parallelgesellschaft.

Aber Mutlu bleibt sich treu. In der Sendung „Hart aber fair“ forderte er von der deutschen Gesellschaft allen Ernstes, dem Milieu der Intensivtäter endlich mehr Respekt entgegenzubringen.

Greift die Camorra jetzt nach Berlin?

Polizei gelingt Schlag gegen Schutzgeld-Erpresser – doch unter den italienischen Gastwirten geht weiterhin die Angst um

Von Markus Schleusener

Die nach den Mafia-Morden von Duisburg 2007 neueingerichtete Ermittlungsgruppe von italienischen und deutschen Kriminalbeamten hat – kaum ins Leben gerufen – jetzt vermutlich auch in Berlin einiges zu tun. Während der Feiertage ist ein spektakulärer Fall von Schutzgelderpressung aufgeflogen, die Täter sind bereits dingfest gemacht.

Seit Mitte Dezember soll eine kleine Gruppe von Kriminellen rund 40 italienische Lokale erpreßt haben. Die Ladeninhaber erhielten ein Schreiben, aus dem hervorging, daß Schmerzen zu erleiden habe, wer nicht zahle, berichtet der „Tagesspiegel“.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag flog dann ein Brandsatz in eine Trattoria in Wilmersdorf. Der Wirt des Lokals hatte die anonyme Drohung ebenfalls erhalten. Die Brandstiftung hätte nicht nur die Gaststätte, sondern das ganze Haus zerstören können, hieß es seitens der Polizei.

Die beiden Täter, ein Italiener und ein Palästinenser, seien zuvor mit „mafiagleicher Dreistigkeit“ in den betroffenen Restaurants erschienen, um „frohe Weihnachten“ zu wünschen. Sie hinterließen ihr auf italienisch abgefaßtes Schreiben auf dem Tresen und verschwanden wieder.

Die Adressaten wurden in dem Schreiben zu „spontanen Spenden an einen Heiligen Beschützer“ aufgefordert. Weiterhin wurde angekündigt, daß „jeden Monat unsere Beauftragten vorbeikommen“, die diese „Spenden“ entgegennähmen.

Der „Tagesspiegel“ zitiert einen Italiener, demzufolge die Täter sich als Angehörige der berüchtigten neapolitanischen Camorra ausgaben. Die Berliner Polizei reagierte sofort: Die italienischen Wirte haben einen besonderen Ansprechpartner erhalten, schließlich gab es über die Feiertage eine Welle der Angst unter den Gastronomen. Doch die Beamten arbeiteten schnell und lautlos. Zum Jahreswechsel wurden mehrere Wohnungen durchsucht und 21 Erpresserbriefe sichergestellt. Die beiden Hauptverdächtigen konnten festgenommen werden.

Doch die Angst bleibt. Müssen Berlins Pizzabäcker befürchten, daß ihnen die organisierte Kriminalität aus Süditalien in Deutschlands Hauptstadt auf den Leib rückt?

In seinem Buch „Gomorrha“ beschreibt der junge italienische Journalist Roberto Saviano diese neapolitanische Organisation als gefährlichste Bande der Welt: „Die Camorra hat mehr Menschen umgebracht als die sizilianische Mafia, mehr als die Ndrangheta, mehr als die russische Mafia, mehr als die albanischen Familien, mehr als die Eta in Spanien und die IRA in Irland, mehr als die Roten Brigaden, mehr als die Rechtsterroristen des NAR und mehr als alle Attentate in Italien, bei denen die Geheimdienste ihre Hand im Spiel hatten.“

Für die Veröffentlichung dieses Buches erhielt der Autor einen Preis, das Buch ist ein Bestseller in Italien. Aus Angst vor Racheakten mußte sich Saviano jedoch in den Untergrund zurückziehen. Er wird dort mit großem Interesse auch die jüngsten Straftaten der Camorra in Deutschland verfolgt haben. Was, wenn die Schutzgelderpresser von Berlin nur die Vorhut waren?

Berlin war immer wieder Betätigungsfeld ausländischer Mafiaorganisationen und damit der Schauplatz von Gewaltverbrechen. In den 90er Jahren trieben Zigeunerbanden ihr Unwesen. Die Polizei bildete extra eine Arbeitsgruppe. Unter dem politisch korrekten Namen „Rumba“ (für „rumänische Banden“) verfolgten die Beamten die brutalen Kriminellen.

Etwa zur gleichen Zeit (nach der deutschen Vereinigung) bildeten sich Mafiaclans aus ehemaligen vietnamesischen Vertragsarbeitern. Sie betrieben einen florierenden Handel mit geschmuggelten Zigaretten.

Diese Vietnamesen waren bandenmäßig organisiert und im gesamten östlichen Stadtgebiet auf Straßen und Plätzen anzutreffen. Sie boten monate-, wenn nicht jahrelang ihre unverzollten Zigaretten offen an. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen unter ihnen. Mehrere Tote gingen auf das Konto der vietnamesischen Zigarettenmafia.

Der Niedergang der Vietnamesenmafia hatte zwei Gründe: Unter dem damaligen Innensenator Jörg Schönbohm (CDU) konnte die Polizei erhebliche Fahndungserfolge feiern. Andererseits drängten Russen ins Geschäft und machten den Handel mit illegalen Zigaretten weniger lukrativ: Die Russen kassierten Schutzgeld von den asiatischen Händlern.

Solche Schutzgelderpressungen wurden am hellichten Tage und auf offener Straße abgewickelt. Alles andere jedoch geschah und geschieht im verborgenen. Deswegen war stets viel Spekulation im Spiel, wenn von der Russenmafia die Rede war. Gelegentliche Gewalttaten wie der gewaltsame Tod der ukrainischen Prostituierten Jana Schukowa sorgten ab und an für Schlagzeilen. Aber auch dieser Mord liegt inzwischen fünf Jahre zurück.

Die großen Revierkämpfe sind also auch bei der Russenmafia vorbei. Es bleiben die arabischen Clans, die den Drogenhandel der Stadt beherrschen. Und nun vielleicht die Italiener, die neu ins „Schutzgeldgeschäft“ drängen. Wie das Massaker von Duisburg gezeigt hat, scheuen diese Unterweltler auch vor Mehrfachmorden nicht zurück.

Zeitzeugen



Heinrich Brüning – Nach seinem Ausscheiden aus dem Kanzleramt 1932 wurde er nicht müde, seinem Nachfolger vorzuwerfen, dieser habe seinen klaren, weitsichtigen Plan zur Verhinderung der NS-„Machtergreifung“ nicht verstanden und mit dessen Intrigen alles verdorben.

Willy Brandt – 1974 trat er zwar als Bundeskanzler, nicht aber als Parteivorsitzender zurück. Als Vorsitzender der SPD versuchte er mit zwei Gegenkandidaten seinen Nachnachfolger zu stürzen. Im Gegensatz zu Adenauer war ihm nicht vergönnt, das Amtsende seines gegnerischen Nachfolgers mitzuerleben. 1992 erlag er seinem Krebsleiden. Von 1976 bis zu seinem Todesjahr war er Präsident der Sozialistischen Internationale, von 1979 bis 1983 Mitglied des Europäischen Parlamentes.



Konrad Adenauer – Nachdem der erste Kanzler der Bundesrepublik 1963 gegen seinen Willen hatte Ludwig Erhard weichen müssen, tat er alles ihm Mögliche, um am Stuhl seines ungeliebten Nachfolgers zu sägen. Rainer Barzel sah sich als CDU/CSU-Fraktionschef gar genötigt, den Altkanzler in seinem Abgeordnetenbüro aufzusuchen, um ihn zur Fraktionsdisziplin zu gemahnen. Der Altkanzler umging die Rüge, indem er einen Blumenstrauß aus einer Vase nahm, den noch triefenden Strauß seinem Gast in die Hände drückte und sagte, er solle ihn seiner Frau geben und ihr sagen, daß sie beide ihre Sache gut gemacht hätten.

Joseph Wirth – Nach dem Ende seiner Kanzlerschaft 1922 hat der Badenser noch über drei Jahrzehnte gelebt. Während der NS-Zeit ging er ins Exil, aus dem er 1949 zurückkehrte. In der Bundesrepublik tat der Christdemokrat sich als scharfer Gegner Adenauers und der Westbindung hervor.



Kurt Georg Kiesinger – Wie Brandt blieb auch Kiesinger nach dem Ende seiner Kanzlerschaft im Jahre 1969 vorerst Vorsitzender seiner Partei, allerdings nur zwei Jahre. 1972 begründete er im Bundestag den konstruktiven Mißtrauensantrag seiner Fraktion gegen seinen Nachfolger im Kanzleramt. Der Mißtrauensantrag scheiterte, aber das Ende von Brandts Kanzlerschaft und auch der SPD/FDP-Koalition erlebte er noch mit. Er starb 1988.

Respekt vor dem Amt

Gerhard Schröder mischt auch als Bundeskanzler a. D. gern mit

Von HANS HECKEL

Für seine flotte Angriffslust nannten sie ihn „Schmidt-Schnauze“. Helmut Schmidt konnte hart austeilen, auf Wahlkampfreden ebenso wie in aufgeheizten Debatten des Bundestags. Doch Journalisten, die aus dem Hanseaten nach dessen Abschied von der Regierung Äußerungen über seine Nachfolger herausquetschten wollten, prallten auf Granit: Gern stehe er jedem neuen Kanzler – egal welcher Partei – mit seinem Rat persönlich zur Seite. Aber öffentliche Kritik an einem Amtsnachfolger? Das gehöre sich nicht für einen Bundeskanzler a. D., basta.

Als seinem schon todkranken Vorgänger Willy Brandt der Besuch des damaligen Regierungschefs Helmut Kohl angekündigt wurde, quälte sich der alte Mann noch einmal aus dem Krankenbett und zwängte sich in einen dunklen Anzug: Er könne doch seinen eigenen Kanzler nicht im Schlafanzug begrüßen, so Brandts Begründung für den Kraftakt. Dabei wußte Brandt fein zu unterscheiden: Als noch bis 1987 amtierender SPD-Vorsitzender ging er die Politik der CDU/CSU/FDP-Koalition so scharf an, wie es dem Chef der größten Oppositionspartei eben zukommt. Bei der Person des neuen Kanzlers als solchem angekommen aber erinnerte er sich stets genau daran, was ihm als früherem Amtsinhaber ansteht und was ausdrücklich nicht.

Angela Merkel wiederum war es, die sich mit einem spektakulären Zeitungsbeitrag Anfang 2000 als erste aus der Führungsriege der CDU vom Spendenaffären-geschüttelten Helmut Kohl absetzte. Gar kein Zweifel – den unter Beschuß Geratenen muß diese Abwendung hart getroffen haben, war er es doch gewesen, der der jungen Frau einst den Weg nach oben geebnet hatte. Dennoch war und ist auch Kohl, als Merkel ihm später ins Kanzleramt nachgefolgt war, nie ein kritisches Wort über ihre Amtsführung zu entlocken.

In der Erinnerung an diese drei Vorgänger wird der Traditionsbruch des Gerhard Schröder in seiner ganzen Bedeutung sichtbar. Der begann nicht erst mit den Attacken gegen Merkel im Zusammenhang mit der aktuellen Debatte um Jugendkriminalität und den überdurchschnittlichen Anteil von jungen Migranten an der Gewalt auf unseren Straßen. Respekt vor dem Amt war dem Mann, der sieben Jahre lang die deutsche Regierung führte, allem Anschein nach schon vorher ziemlich fremd.

Daß Regierungschefs im Ruhestand Bücher schreiben, Vorträge halten oder auch als Journalisten arbeiten wie der langjährige „Zeit“-Herausgeber Schmidt, schadet ihrem Amt und seiner Würde nicht – auch nicht, daß sie damit Geld verdienen. Daß jedoch irgendein Premierminister oder Präsident eines hochentwickelten demokratischen Landes nach seinem Ausscheiden als Lobbyist eines ausländischen Staatskonzerns in den Ring steigt, das hat Schröder bislang noch niemand vor- oder nachgemacht. Dabei kann er noch so oft beteuern und seine wahlkämpfenden Genossen noch so angestrengt glauben, daß es hier zu keinen Gewissenskonflikten kommen wird – es bleibt ein äußerst fader Nachgeschmack.

Übertroffen wurde Schröders Nonchalance bei der Wahl seines neuen Arbeitgebers nur noch durch die Art und Weise, wie er sogar auf internationaler Bühne Front machte gegen die amtierende Kanzlerin. Ausgerechnet auf einer China-Reise rügte er die Einladung der deutschen Regierungschefin an den Dalai Lama. Mitten in einer schweren diplomatischen Krise zwischen Peking und Berlin rückte er lauthals von der offiziellen Position seiner Kanzlerin und damit seines Landes ab.


Spart nicht mit Kritik an Merkel: Schröders Vorgänger waren zurückhaltend. Foto: pa

Schröder rechtfertigt seine Ausfälle damit, daß er ja nun ein „freier Mensch“ sei, bloß ein „interessierter Beobachter“. In der Tat – einem Privatmann ist derlei Verhalten jederzeit erlaubt, auch wenn er seinem Land damit kaum je einen guten Dienst erweist. Doch wie seine Vorgänger (und offenkundig auch seine ausländischen Kollegen als Regierungschefs im Ruhestand) wissen, ist ein Kanzler, ein Premier oder ein Staatspräsident vom Antritt des Amtes an bis zu seinem Tode nie mehr ein „einfacher Bürger“ wie jeder andere. Medien kürzen gern, das trifft auch Amtsbezeichnungen. Das Etikett „Ex-Kanzler“ aber täuscht: Schröder ist „Kanzler außer Dienst“, er genießt nach wie vor die Anrede „Herr Bundeskanzler“.

Die Würde des Amtes gerade auch im Umgang mit seinen Nachfolgern und ihrer Politik zu bewahren ist daher die lebenslange Pflicht eines „Kanzlers a. D.“. Das war bis 2005 eine Selbstverständlichkeit. Schröders schlechtes Beispiel bricht nicht allein mit einer guten Tradition, einer Art republikanischer Hof-Etikette. Es beschädigt das Ansehen einer der wichtigsten Instanzen unserer Demokratie an sich. Die Zeit wird zeigen, ob künftige Kanzler a. D. in der Lage sein werden, diese Tradition zu restaurieren.

Wie hoch ist das Ruhegeld eines Ex-Kanzlers?

Die erste und wichtigste Pflicht eines aus dem Dienst geschiedenen Bundeskanzlers ist die „Amtsverschwiegenheit“. Sie gilt ebenso für Minister und ist im Bundesministergesetz, Paragraph 6, festgeschrieben. Grund: Kanzler wie Minister erhalten in Ausführung ihres Amts Kenntnis von Staatsgeheimnissen, deren dauerhafte Geheimhaltung im Interesse der Nation gesichert werden muß. In diesem Zusammenhang hat Gerhard Schröders Engagement für den staatlichen russischen Energiegiganten „Gasprom“ für Irritationen gesorgt.

Auf das höchste öffentliche Interesse stoßen indes weniger solche Geheimnisträger-Pflichten als die Ruhebezüge, die ebenfalls im Bundesministergesetz geregelt sind. Die werden allerdings mit anderen Ruhegeldansprüchen verrechnet und unterliegen einer, wenn auch im Vergleich zum allgemeinen Renteneintrittsalter, recht günstigen Altersgrenze.

Die Sekretärin gibt es gratis oben drauf

Gerhard Schröder steht nach Schätzung des Bundes der Steuerzahler (BdSt) ein Ruhegeld von rund 7400 Euro monatlich zu, wovon 5550 Euro auf seine siebenjährige Dienstzeit als Bundeskanzler entfallen. Seine Ansprüche aus der Zeit als niedersächsischer Landtagsabgeordneter und Ministerpräsident werden gegen seine Tätigkeit als Bundestagsabgeordneter und Kanzler aufgerechnet und entfallen somit. Die Altersgrenze für den Bezug der Pension liegt bei 55 Jahren.

Neben den finanziellen Leistungen haben Altkanzler Anspruch auf besondere Leistungen. So stellt ihnen der Bund einen persönlichen Referenten, eine Schreibkraft und ein Büro lebenslang zur Verfügung. Ob ihnen auch ein persönlicher Wachschutz gestellt wird, hängt von der sogenannten Sicherheitsstufe ab, das heißt: Ob Polizeischutz gewährt wird, liegt an der jeweiligen Gefährdungslage.

Die besonderen Leistungen wie auch den möglichen Personenschutz regelt nicht ein Gesetz wie bei den finanziellen Ruhebezügen, sondern die „Staatspraxis“. Dies bedeutet, die Ausgaben und Leistungen werden jeweils im Bundeshaushalt festgeschrieben. *H. H.*

Wie Bismarck sich als Altkanzler verhielt

Der »alte böse Mann in Friedrichsruh« veröffentlichte den geheimen Rückversicherungsvertrag mit Rußland

Von MANUEL RUOFF

Anders als Gerhard Schröder erhielt Otto Fürst von Bismarck nach seiner Kanzlerschaft keinen lukrativen Aufsichtsratsvorsitz vom Herrscher aller Reußen und nach seinem Ausscheiden aus dem Amt wurden die deutschen Beziehungen zu Rußland nicht zugunsten einer engeren Bindung an die USA, sondern an die k. u. k. Monarchie vernachlässigt, doch auch ihm bereitete die Entwicklung der deutschen Rußlandpolitik Sorgen und auch er machte seine Kritik öffentlich.

In einem Interview mit der Wiener „Neuen Freien Presse“ rechtfertigte der Altkanzler seine Offenheit damit, er habe „gar keine persönlichen Verpflichtungen mehr gegen die jetzigen Persönlichkeiten und gegen“ seinen „Nachfolger. Alle Brücken sind abgebrochen.“ Für ihn gehe es nur noch um die Bewahrung seines Erbes, das verspielt zu werden drohe.

1896 ging Bismarck noch einen Schritt weiter, mit dem er sich des Verdachts des Landesverrats aussetzte. Das hat Schröder bis jetzt noch nicht gemacht. Er veröffentlichte einen geheimen Vertrag aus seiner Amtszeit als Kanzler. Am 24. Oktober jenes Jahres ließ er die „Hamburger Nachrichten“ den deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag enthüllen.

Gegen den Wirbel, den Bismarck damit verursachte, war jener um Schröders Merkel-Kritik harmlos. Das Echo war gespalten. Die einen zeigten Verständnis. Der ehemalige Regierungschef habe in einem Akt von Notwehr zur Rettung seines Werkes und der Zukunft Deutschlands gehandelt. Die anderen sprachen explizit von „Landesverrat“ und einem gerichtlich zu ahnenden „Staatsverbrechen“.

Besonders pikiert war man verständlicherweise in Österreich-Ungarn, war dieses Land doch tendenziell rußlandfeindlich eingestellt und richtete sich der Rückversicherungsvertrag doch indirekt gegen diesen Staat. Vom Außenminister Agenor Maria Graf Goluchowski wird berichtet, er habe die Veröffentlichung als „zusätzlichen Beweis“ gewertet, „daß Bismarck eine Kanaille ist“, was in seinem Land allerdings „alle längst“ wüßten. Und Kaiser Franz Joseph soll von einem Zeichen „eingetretener Senilität“ beim „alten bösen Mann in Friedrichsruh“ gesprochen haben.

Die Berliner „Welt am Montag“, deren Haltung zu Bismarcks Nachfolgern an etwa mit jener der „Welt am Sonntag“ zu Schröders Nachfolgerin zu vergleichen ist, sprach von einem neuen Fall in einer Kette von „ständigen moralischen Perversitäten“, die auf „zermorschte Nerven“ und ein „greisenhaft verfallenes Gehirn“ schließen ließe.

Bemerkenswerterweise kommt der nicht unbedingt bedeutendste, aber doch immerhin bekannteste Bismarck-Biograph unserer Zeit, Lothar Gall, zu einem ähnlichen Ergebnis: „Franz-Joseph und die ‚Welt am Montag‘ waren ... in weit stärkerem Maße auf der richtigen Spur, als sie selber ahnten.“ Für den beschriebenen Versuch, Bismarcks Enthüllung zu rechtfertigen, zeigt er kein Verständnis: „... als ob die rücksichtslose Aufdeckung der inneren Problematik der deutschen Außenpolitik in der zweiten Hälfte der 80er Jahre und die Enthüllung des Balanceaktes, zu dem der Kanzler sich gezwungen geglaubt hatte, klare Verhältnisse zugunsten Deutschlands zu schaffen imstande gewesen wären und das Vertrauen in das Reich und in seine Bündnistreue verstärkt hätten“.

Ein hart umkämpfter Markt

20,9 Milliarden Euro für die Kinder- und Jugendhilfe

Von Mariano Albrecht

Die Diskussion, die der hessische Ministerpräsident Koch über den Umgang mit kriminellen Kindern und Jugendlichen entfacht hat, wirft die Fragen auf: Wer kümmert sich um diese scheinbar nicht in den Griff zu bekommende Klientel? Und warum beharren so viele Sozialarbeiter auf der kostspieligen, ambulanten Betreuung auch hartnäckigster Fälle? Wer verdient an laschen Jugendstrafen und Sozialarbeit?

Der Ruf Kochs, auch unter 14jährige nach dem Jugendstrafrecht zu verurteilen, läßt bei denen, die in der Betreuung der delinquenten Kids tätig sind, die Alarmglocken tönen. Die ambulante Betreuung liegt häufig in der Hand sogenannter Freier Träger, gemeinnütziger Vereine oder Organisationen, die von Hausaufgabenhilfe bis Antiaggressionstraining ein breites Spektrum in der Jugendhilfe abdecken. Die Forderung nach härteren Strafen wie etwa einer geschlossenen Unterbringung in Erziehungsheimen oder Jugendhaftanstalten stößt auf deren Ablehnung, und das hat Gründe.

Jugendhilfeleistungen haben ihren Preis, und der hat es in sich. Zuständig für die Finanzierung sind die öffentlichen Träger der Jugendhilfe, also die Jugendämter der Städte und Kommunen, sprich der Steuerzahler. Bieten Jugendämter selbst Leistungen der Erziehungshilfe an, gilt für die Finanzierung das öffentliche Haushaltsrecht. Doch die Jugendämter haben sich aus der Affäre gezogen.

Neben christlichen Organisationen wie der Diakonie tummeln sich unzählige Anbieter auf dem Markt. Seit den späten 80er und 90er Jahren ist die Zahl der „Freien“ explodiert. Pädagogen und Sozialarbeiter, die nicht im Staatsdienst unterkommen, arbeiten für die Freien Träger, die nicht selten im links-grünen Spektrum angesiedelt sind, oder sie gründen selbst gemeinnützige Vereine. Einige sind zu regelrechten gewinnorientierten Unternehmen mutiert.

Verurteilte, in staatlichen Einrichtungen „eingesperrte“ Täter, gehen dem Erziehungsmarkt der Freien Träger verloren.

Die Bundesrepublik gibt jährlich rund 20,9 Milliarden Euro für die Jugendhilfe aus. Genaue Angaben, wieviel dabei auf die Hilfen für Erziehung, zu denen auch die Betreuung von kriminellen Jugendlichen gehört, entfällt, sind von den Landesbehörden kaum zu bekommen. Der Hamburger Senat gibt für die Erziehungshilfe rund 170 Millionen Euro im Jahr aus, 1,4 Millionen kostet die geschlossene Unterbringung in der umstrittenen Einrichtung Feuerbergstraße, die ohnehin kaum ausgelastet ist.

Ganze zwei Einrichtungen für die Jugendarbeit mit straffällig gewordenen Jugendlichen wollte die Hamburger Justizbehörde benennen. Eine davon ist die gemeinnützige Gesellschaft „Sozialarbeit und Segeln“. Doch gesegelt wird dort seit Jahren nicht mehr. Die Gesellschaft betreibt mehrere Jugendcafés, betreute Unterkünfte und Beratungsstellen. Geschäftsführer Markus Orzoll konnte am Telefon keine detaillierte Auskunft über die Art der Maßnahmen geben, „das ist ein ganz komplexer Bereich, das können sie alles im Sozialgesetzbuch VIII nachlesen, darüber gibt es genaue Leistungsbeschreibungen“. Wieviel die öffentliche Hand für die Maßnahmen des Vereins ausgibt, war nicht zu erfahren.

2500 Euro kostet ein 40stündiges Training bei der Berliner „Denkzeit Gesellschaft“. Der gemeinnützige Verein unter Leitung von Professor Jürgen Körner von der Freien Universität Berlin arbeitet nach der von Körner entwickelten „Denkzeit-Methode“ mit den aus hochbelasteten Familien stammenden jugendlichen Mehrfachtätern. In den Einzelseminaren werden den jungen Straftätern dann Konfliktbewältigung und soziale Kompetenz im Gespräch vermittelt. Der Senat hat die Mittel für „Denkzeit“ in den vergangenen Jahren aufgestockt. Aus den Einnahmen finanziert der Verein seine Forschungen an der Universität, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen für Akademiker und Querfinanzierung von Forschungsarbeit. Eine Studie über den Erfolg der Maßnahmen gibt es nur vom Verein selbst. Danach haben die Jugendlichen vor einer „Denkzeit“-Maßnahme zirka 3,4 Straftaten begangen, danach sollen es nur noch 0,6 Delikte sein.

Die Berliner Pfefferwerk GmbH hat sich aus einer gemeinnützigen Stiftung der Stadt gegründet und ist heute ein Unternehmen im Verbund der Pfefferwerk Aktiengesellschaft, einem Unternehmen, das im Bereich Kultur, Stadtteilentwicklung und Jugendhilfe tätig ist. Die Leistungen an jugendlichen Delinquenten werden per Vertrag mit den Jugendämtern und der Jugendgerichtshilfe abgerechnet. Feste Sätze gelten auch für die Vermittlung von zu gemeinnütziger Arbeit verurteilten Jugendlichen. Wenn Behörden geeignete Betriebe für die Ableistung von Sozialstunden fehlen, übernehmen Vereine den Vermittlerjob – gegen Bezahlung versteht sich. Greift eine Maßnahme nicht, obliegt es bei einem Rückfall in die Kriminalität erneut den Gerichten, die Jugendlichen an eine gemeinnützige Einrichtung zu vermitteln, anstatt die Gesellschaft vor weiteren Übergriffen durch die Wiederholungstäter zu schützen. Die finanziellen Mittel sind offensichtlich vorhanden.



Trainingscamp Lothar Kannenberg: Im Boxcamp werden bis zu 20 Jugendliche jeweils ein halbes Jahr betreut, oftmals als Alternative zu einer Jugendgefängnisstrafe. Foto: ddp

MELDUNGEN

97. Tag der Katholiken

Osnabrück – Starke ökumenische Akzente wird der 97. Deutsche Katholikentag setzen, der vom 21. bis 25. Mai in Osnabrück stattfindet. So sollen zu Beginn des Treffens mit bis zu 40000 erwarteten Gästen die Glocken aller Kirchen der Stadt läuten. Beim zentralen ökumenischen Gottesdienst werden die hannoversche Landesbischöfin Margot Käßmann, der reformierte Kirchenpräsident Jann Schmidt, der griechisch-orthodoxe Metropolit Augoustinos und der mennonitische Theologe Fernando Enns mitwirken. Aus der Politik werden Bundespräsident Horst Köhler und Bundeskanzlerin Angela Merkel erwartet. Das Katholikentreffen steht unter dem biblischen Motto „Du führst uns hinaus ins Weite“ (Psalm 18,20). *idea*

Steinbach will Christen helfen

Berlin – Die Politikerin Erika Steinbach, Sprecherin für Menschenrechte und Humanitäre Hilfe der Unions-Bundestagsfraktion, hat die irakische Regierung aufgefordert, „endlich den Schutz der Religionsfreiheit, insbesondere die von christlichen Minderheiten, zu gewährleisten“. Anlaß sind Berichte über Anschläge auf vier Kirchen und drei Klöster in Bagdad und Mossul während des christlichen Epiphanias-Fests am 6. Januar. Etwa 4,5 Millionen Iraker seien auf der Flucht, davon etwa die Hälfte im eigenen Land. Von den über zwei Millionen Menschen, die in die Nachbarländer geflohen seien, befinde sich die Mehrheit mit über 1,4 Millionen Irakern in Syrien. Die Situation der Auslandsflüchtlinge verschärfe sich zusehends, so Frau Steinbach. Aufgrund der hohen Kosten für Lebensmittel und Wohnungen drohe ihnen die Verelendung. Besonders dramatisch sei die Lage der Christen, die aus dem Irak geflohen seien. Als religiöse Minderheit seien Christen bevorzugtes Ziel von Extremisten. *idea*

Ost-Deutsch (49):

Baustelle

Von Wolf Oschlies

Betreten der Baustelle verboten“ – sollen vor 40 oder mehr Jahren mitunter Briefe adressiert gewesen sein, die Gastarbeiter von zu Hause bekamen. In Unkenntnis der deutschen Sprache hatten diese das nächstgelegene Schild als ihre Adresse angegeben. Später wurde „Ich andere Baustelle“ bei Deutschen ein Synonym für völliges Unverständnis – wie vordem etwa „böhmische Dörfer“. Anders bei Südslawen, wo die „baustela“ sehr bald fest zum heimischen Wortbestand gehörte. Das hat zuletzt im Juli die kroatische Popgruppe „Colonia“ mit ihrem schmissigen „Baustela-Song“ demonstriert: „Upoznali smo se na bausteli“ – Wir lernten uns auf der Baustelle kennen.

In Porec, auf der Halbinsel Istrien, ist „Baustela“ zu Hause, eine Aktiengesellschaft, die unter dem Slogan „Jeftino i kvalitetno“ (Preisgünstig und hochwertig) international Bauarbeiten ausführt. Den deutschen Namen hat sie wohl von heimgekehrten Gastarbeitern abgelauscht, etwa von serbischen: „Otac je radio na bausteli u Njemackoj“ (Vater hat auf einer Baustelle in Deutschland gearbeitet). In Bosnien wurde kürzlich ein Herumtreiber vor Gericht gestellt, von dem es hieß „isdrshawa se od baustela“ – er erhält sich von Baustellen. In Kroatien erzählte jemand, der beim staatlichen Dienst für Minenräumen arbeitete, gelassen von seiner Arbeit: „Ovo je moja baustela“ – das ist meine Baustelle.

In Mazedonien ist das Wort ebenfalls allgemein gebräuchlich: „Sedischteto na Partijata se pretvara vo baustela“ – der Sitz der Partei hat sich in eine Baustelle verwandelt. Mit der „baustela“ kamen verwandte Begriffe wie „hohbau“, „rohbau“ und andere, die etwas fremd klingen, da jedes „h“ wie „ch“ gesprochen wird. Verständlicher sind Wörter wie „stemati“ (stemmen), „armirati“ (armieren), „salung“ (Einschalung) und viele weitere.

Weiter nördlich findet sich das Wort seltener, ist regional aber in Gebrauch. Im südpolnischen Slask (Schlesien) bezeichnet „bausztela“ einen Arbeitsplatz, etwa in Borucin, vormals Beckersfelde OS, wo die alte deutsche Kirche seit Jahren eine polnische „bauszstela“ ist, um das alte Bauwerk liebevoll zu restaurieren. Eine „bausztela“ ist nie privat, denn ein privater Bau heißt sehr deutlich, sehr deutsch „bauplac“.

Öko-Energie in Gefahr?

Obwohl die Bundesregierung auf Erneuerbare Energien setzt, läuft der Ausbau schleppend

Von Rebecca Bellano

Trübe Aussichten für Öko-Energie“ titelte die „Welt“ und versetzte die Freunde Erneuerbarer Energien in Verwirrung. War nicht gerade verkündet worden, daß der Anteil der Öko-Energie am Gesamtenergieverbrauch im Jahr 2007 auf 9,1 Prozent gestiegen war?

Der Bundesverband Erneuerbare Energien (BEE) hat diese Negativmeldung selbst in Umlauf gebracht, um dafür zu sorgen, daß der Staat mehr Förderanreize bietet als bisher. Dabei sind Erneuerbare Energien schon jetzt für den Endverbraucher nur vergleichbar teuer wie Gas, Atomkraft und Öl, weil der Staat auf CO_2-freie Stromerzeugung setzt und diese finanziell unterstützt.

Spätestens nach derartigen Manövern der Lobbyisten verliert der normale Stromkonsument den Überblick über den Strommarkt. Konventioneller Strom wird scheinbar willkürlich immer teurer, und viele wechseln auch einem guten Gewissen zuliebe zu den Erzeugern von Windenergie, Wasserkraft, Solarenergie oder Biogas. Doch wenn der eigene Verband vom „Einbruch der Zuwachszahlen“ redet, klingt das für den Laien bedrohlich. Bedeutet das, daß bald kein Ökostrom mehr für alle Kunden da ist?

Derzeit werden beispielsweise rund 45 Prozent des Öko-Stroms aus Windenergie geschöpft. 2007 ist ihr Anteil am Strommarkt nur gestiegen, weil es ein windiges Jahr war. Neue Windparks wurden hingegen kaum erschlossen. Dies hat gleich mehrere Gründe. So sind die besten Grundstücke, auf denen man Wind „ernten“ kann, bereits von Windrädern bebaut. Bei den sogenannten „Offshore“-Windparks, sprich ins Meer gesetzte Windräder, ist es in Deutschland verboten, zu dicht an die Küste zu gehen. Während in Großbritannien die Windparks einen Kilometer dicht ans Land gebaut werden, wird ein Gemeinschaftsprojekt von Vattenfall, E.on und EWE derzeit 40 Kilometer westlich von der Küste Borkums geplant. Dies stellt Anforderungen an die Verkabelung und Wartung. Außerdem ist das Meer dort tiefer, so daß die Verankerung auf dem Meeresgrund teurer wird. Während ein Windrad mit einer Leistung von zwei Megawatt (Kernkraftwerk Biblis A hat 1400 Megawatt) an Land rund eine Million Euro kostet, soll jedes der 30 „Offshore“-Modelle drei Millionen kosten.

Keine Grundstücke für Windparks mehr

Zudem hat die steigende Nachfrage nach Erneuerbaren Energien von Ländern wie Indien, China und den USA bei den wenigen Produzenten von Windrädern den Preis in die Höhe getrieben und Lieferengpässe mit sich gebracht. Zudem beklagen die Produzenten Erneuerbarer Energien den Genehmigungsstau bei den Ländern und Kommunen. Denn auch wenn Umweltminister Sigmar Gabriel immer wieder auf den Ausbau der Öko-Energie drängt, so obliegen die Genehmigungsverfahren bürokratischen Abläufen, die unter anderem auch noch immer wieder von Umweltverbänden und Bürgerinitiativen unterbrochen werden. Während die Klimaschützer auf Erneuerbare Energien setzen, laufen Umweltfreunde gegen Windräder Sturm. Aus ihrer Sicht würden die „langen Spargel“ die natürliche Landschaft verschandeln und Vögel würden von den Flügeln erschlagen werden.

Wie ein helles Licht im trüben Nebel erscheint da ein neues Projekt von E.on. Gezeitenkraftwerk heißt das Zauberwort, das das Unternehmen in Fernsehspots ansprechend präsentiert. Die Idee der „Unterwasser-Windkraftanlage“, die die natürliche Meeresströmung nutzt, scheint fast zu einfach.

E.on wirbt mit Gezeitenkraftwerk

Seit 1967 nutzt in Frankreich ein Gezeitenkraftwerk die sporadischen Strömungen von Ebbe und Flut. Allerdings arbeitet die Anlage nicht wirtschaftlich. Muschelbesatz, Seetang und Korrosion aufgrund des Salzwassers setzen den Turbinen zu. Das soll bei dem E.on-Projekt vor der Küste von Wales nicht mehr der Fall sein. Spezielle Legierungen schützten die Turbinen, bei nur 21 Umdrehungen pro Minute blieben Flora und Fauna unberührt und auch die Stromübertragung laufe moderner, so jedenfalls ein E.on-Sprecher, der bestreitet, daß E.on die zwölf Turbinen nur für ein gutes Öko-Image plane. Wie hoch die Kosten für das Gezeitenkraftwerk, das nur eine Jahresleistung von acht Megawatt hat, werden, darüber kann E.on jedoch keine Auskunft geben. „Wenn es uns ums Image ginge, würden wir nur Photovoltaik machen“, so E.on. Das jedoch sei irrational, da der Wirkungsgrad hier mit zwei bis fünf Prozent noch geringer sei.

MELDUNGEN

Kofi Annan will vermitteln

Nairobi – Aufmerksam blickte die Welt am 15. Januar nach Kenia und hoffte, daß es am Tage der konstituierenden Sitzung des Parlaments nicht erneut zu blutigen Unruhen käme. Nachdem Ende Dezember die Opposition dem umstrittenen Präsidenten Mwai Kibaki Wahlbetrug vorgeworfen hatte, war es zu Unruhen gekommen, bei denen mindestens 300 Menschen ums Leben kamen. Auch bei der Parlamentssitzung wurden die Vorwürfe des Wahlbetruges erneut laut. Oppositionsführer Odinga forderte eine offene Abstimmung über den Parlamentspräsidenten, um weiteren Betrug zu verhindern. Während es im Parlament zu Vorwürfen kam, blieb es in den Straßen ruhig. Trotzdem reiste neben dem ehemaligen UN-Generalsekretär Kofi Annan und der Ehefrau Nelson Mandelas auch der ehemalige Präsident von Tansania an, um zwischen Kibaki und Odinga zu vermitteln. Kenia ist eines der wichtigsten Länder Afrikas, seine Instabilität würde ganz Ostafrika gefährden.

Tabu-Zonen für Engländer

London – Der anglikanische Bischof von Rochester, Michael Nazir-Ali, hat in der Zeitung „Sunday Telegraph" davor gewarnt, daß sich überwiegend von Muslimen bewohnte Stadtviertel zu „Tabu-Zonen" für Bürger anderen Glaubens entwickeln. Diese hätten Schwierigkeiten, dort zu arbeiten und zu leben, weil man ihnen feindlich begegne. Es gebe Versuche, den islamischen Charakter solcher Viertel etwa durch den mit Lautsprechern verstärkten islamischen Gebetsruf zu unterstreichen. Nazir-Ali, ein gebürtiger Pakistani, macht dafür den Verlust der christlichen Identität Großbritanniens verantwortlich, der durch eine multikulturelle Haltung und durch den Säkularismus vorangetrieben werde. Der „Mischmasch" der Religionen führe zum Verlust jener Grundlagen, die Britannien groß gemacht hätten. *idea*

Er hat gut Lachen

Polens neuer Regierungschef Donald Tusk auf Erfolgskurs

Von WOLF OSCHLIES

Miesiac miodowy", der „Honigmond" von Donald Tusk dauert schon fast ein Vierteljahr – gerechnet ab den Parlamentswahlen vom 21. Oktober 2007, bei denen seine „Bürgerplattform" (PO) die nationalistische „Recht und Gerechtigkeit"-Partei (PiS) der exzentrischen Zwillinge Kaczynski vernichtend schlug. Und Fortsetzung folgt: 2008 wird für Polen ein wichtiges, aber ruhiges Jahr, in dem keine Referenden oder Wahlen anstehen – ausgenommen die mögliche Amtsenthebung von Präsident Lech Kaczynski, die er sich selber zuzuschreiben hätte: Laut Verfassung ist die Regierung das Zentrum politischer Entscheidungen, und wenn der Präsident seinen Konfrontationskurs zu dieser fortsetzt, dann demontiert er sich am Ende selber – warnte Tusk Anfang Januar in einem Interview.

„Zaufanie" (Vertrauen) – unter dieses Losungswort stellt Tusk sein gesamtes Wirken: Vertrauen erwiesen ihm die Wähler, Vertrauen in das eigene Land und seine europäische Zukunft will er bei allen Polen verankern, und Vertrauen bei internationalen Partnern zurückzugewinnen ist nach der Konfliktstrategie seines Vorgängers Jaroslaw Kaczynski Gebot außenpolitischer Vernunft. Ein wieder vertrauenswürdiges Polen wurde am 21. Dezember 2007 Mitglied des Schengen-Abkommens und damit „vollgültiges Mitglied des europäischen Raums der Freiheit, Sicherheit und Gerechtigkeit", wie Marek Prawda, polnischer Botschafter in Berlin, befriedigt konstatierte.

Alles fließt in die Scheuer des Donald Tusk, der es natürlich (noch) leicht hat: Seine politischen Gegner, die Kaczynskis, gelten als „psychopathische Persönlichkeiten", „unreif" und „unerwachsen", urteilte mit fachlicher Härte die Psychologin Elzbieta Soltys. Beide hätten auch keine Zukunft: Ex-Premier und PiS-Chef Jaroslaw Kaczynski verliert nach seiner Abwahl jede politische Bedeutung – Noch-Präsident Lech Kaczynski darf auf „keine Wiederwahl" hoffen. Polen wird wieder ein „normales Land", regiert von der berechenbaren PO und ihrem Koalitionspartner, der „friedfertigen" und loyalen Bauernpartei (PSL) unter dem „erwachsenen" Präsident Waldemar Pawlak.

Unfreiwillig bestätigte die PiS auf ihrem Parteitag Ende 2007 das harsche Urteil von Polens führender Entwicklungspsychologin: Prominente Mitglieder sind der PiS in Scharen davongelaufen, der Rest kuscht unter dem Chef Jaroslaw Kaczynski. Seine „Führer-Klientel-Partei" (höhnten Warschauer Wochenblätter) kann er nicht zusammenhalten, da es fern von den Fleischtöpfen der Macht wenig zu verteilen gibt. Seine berüchtigten Ausfälle gegen Deutsche, Russen und die EU wirken albern, seine Hoffnung auf Fehler der Regierung Tusk ist vergeblich.

Am 16. November 2007 trat die neue 18köpfige Regierung ihr Amt an: Premier Tusk, Vizepremier (und Wirtschaftsminister) Pawlak. Am 23. November gab Tusk seine Regierungserklärung ab, mit über drei Stunden Dauer die längste seit Menschengedenken. Und die inhaltsärmste, wie Kommentatoren nörgelten: zu viel Optimismus, kein Wort über „energetische Sicherheit" Polens, über sein militärisches Engagement in Afghanistan und im Irak. Die erwarteten Kraftproben – mit den Ärzten, der Kirche, den Bergleuten, mit dem Schul- und Sozialversicherungswesen – waren ja nicht ausgeblieben. Neue EU-Vorschriften zwingen beispielsweise, die Arbeitszeit von Ärzten zu regeln.



Die Polen setzen auf ihn: Donald Tusk mit Frau und Tochter Foto: AP



Wen kümmern allerdings innenpolitische Teilprobleme, wenn laut Umfragen über 70 Prozent aller Polen angstfrei und zufrieden leben? Viel wichtiger ist, den von den Kaczynskis hinterlassenen außenpolitischen Augiasstall aufzuräumen. Was leichter als erwartet ausfällt, denn Ost und West sind bemüht, dem neuen Mann in Warschau entgegenzukommen. Seit November 2005 liegt Polen mit Rußland im Clinch, weil Polen den USA eigenes Territorium für Anwehrraketen einräumte. Noch Mitte Dezember 2007 drohte der russische Generalstabschef Juri Balujewski mit einem „russischen Gegenangriff". Tusk antwortete, daß die Russen wohl mehr Aufklärung benötigten und von Polen auch bekommen sollten. Das beeindruckte Moskau so, daß es das 2005 verhängte Embargo für polnisches Fleisch, was Polen zehn Prozent seines Fleischexports kostete, Ende 2007 aufhob. Tusk zeigte Polenmut vor Kremlthronen und wurde belohnt! Das Problem der russisch-deutschen Ölleitung durch die Ostsee, zu Kaczynski-Zeiten als Neuauflage des Hitler-Stalin-Pakts gegen Polen interpretiert, ist auch keins mehr: Deutschland wird Polen in einer „Energiepartnerschaft" beteiligen – Details klären Techniker und Ökonomen.

Wie es heißt, hat Bundeskanzlerin Merkel Tusk geraten, die Russen nicht zu reizen, sondern sie „einzubinden". Die Polen schließen Merkel nun in ihr Herz: Sie habe „polnische Vorfahren", strahle „slawische Melancholie" aus und werde im Mai von der Technischen Hochschule Breslau mit einem Ehrendoktor dekoriert.

Die Rosenrevolution zeigt ihre Dornen

Georgien nach der Wahl – Opposition erzielt Achtungserfolg

Von MARTIN SCHMIDT

So manche außenpolitischen Vorgänge lassen sich kaum auf den Punkt bringen. Jedenfalls nicht im Sinne einer klaren Einteilung in „richtig" und „falsch" und schon gar nicht in den moralischen Kategorien von „gut" und „böse". Der Verlauf und das Ergebnis der georgischen Präsidentschaftswahl vom 5. Januar zeigen das nachdrücklich.

Während die Entwicklungen in diesem Herzland des Kaukasus der vielfach schlecht informierten deutschen Öffentlichkeit in plakativer und oberflächlicher Weise dargebracht werden, erfordert ein tieferes Verständnis Einblicke in die georgische Kultur und Mentalität und immer wieder die Bereitschaft zur Differenzierung. Nicht zuletzt gilt das für die Bewertung des wiedergewählten Staatsoberhauptes Michail Saakaschwili.

Nachdem dieser im Herbst 2003 durch den Sturz des ebenso korrupten wie despotischen Präsidenten Eduard Schewardnadse mit der „Rosenrevolution" an die Macht gekommen war, veränderte sich manches zum Guten. Der erst 40jährige Saakaschwili ist gebildet, spricht vier Fremdsprachen und gilt als ausgesprochen fleißig. Er leitete eine überfällige Verwaltungsreform sowie Reformen im Bildungssektor, bei der Besteuerung, im öffentlichen Gesundheitswesen und bei der Polizei ein. Die allgegenwärtige Korruption konnte zunächst spürbar zurückgedrängt werden. Eine erhebliche Anzahl illegal errichteter Neubauten mußte auf Weisung des Präsidenten abgerissen werden, immer mehr ausländische Direktinvestitionen kamen ins Land, die Strom- und Wasserversorgung verbesserte sich grundlegend, und auch die Instandsetzung des maroden Straßennetzes wurde endlich begonnen. Das Wirtschaftswachstum lag in den letzten Jahren stets zwischen acht und zwölf Prozent.

Saakaschwili brachte Wirtschaft in Schwung

Der vielleicht größte Erfolg des betont EU- und amerikafreundlichen neuen Machthabers – Saakaschwili studierte und promovierte in den USA und heiratete eine Niederländerin – war es, daß es ihm schon nach kurzer Zeit gelang, die auf Abstand zum Mutterland gegangene autonome Südwestprovinz Adscharien wieder fest in den Staatsverband einzubinden. Mit Moskau konnte die von Saakaschwili eingesetzte Außenministerin Salome Surabischwili die vorzeitige Auflösung der letzten russischen Militärbasen aushandeln, die im November 2007 abschließend umgesetzt wurde. Hierfür sowie für seine unnachgiebige Haltung in der Frage der auf die Russische Föderation ausgerichteten sezessionistischen Provinzen Südossetien und Abchasien genießt der charismatische Präsident bis heute die Unterstützung fast aller Georgier. Auch der von ihm angestrebte Nato-Beitritt und das Ziel einer größtmöglichen Nähe zur Europäischen Union erfreuen sich allgemeiner Beliebtheit.

Andererseits sind unübersehbare „Abnutzungserscheinungen" der Rosenrevolutionäre erkennbar. Immer häufiger werden Korruptionsfälle bekannt; Saakaschwilis Politikstil gilt als autokratisch, und es gab eine ganze Reihe heftiger Auseinandersetzungen innerhalb seiner Regierungsmannschaft. Steigende Lebenshaltungskosten vergrößern im Gefolge einer streng neoliberalen Wirtschaftspolitik die Kluft zwischen Arm und Reich. Die Arbeitslosenrate hat mit Quoten zwischen 20 und 40 Prozent nach wie vor ein sehr hohes Niveau. Der Unmut breiterer Bevölkerungsschichten wächst, zumal oppositionelle Regungen die ganze Macht der staatlich gelenkten Medien, aber auch des Polizeiapparates zu spüren bekommen. Im November 2007 mußte der Amtsinhaber angesichts wütender Proteste sogar den Ausnahmezustand verhängen. Sein Image als mutiger jugendlicher Erneuerer hat erheblichen Schaden genommen. Die Einstellung der Bevölkerung zu ihm und seiner regierenden „Vereinten Nationalen Bewegung" ist tief gespalten.

Letzteres bestätigte sich in der vorgezogenen Präsidentschaftswahl vom 5. Januar, wenngleich man diese auch als geschickten Schachzug Saakaschwilis zur Beruhigung der Lage betrachten kann. Statt der 96 Prozent Zustimmung von vor vier Jahren fiel die absolute Mehrheit des Amtsinhabers mit offiziell 54 Prozent vergleichsweise dürftig aus. Die 26 Prozent für seinen wichtigsten Gegner Lewan Gatschetschiladse waren ein klarer Denkzettel und ein Achtungserfolg für die Opposition. Immerhin ist zu bedenken,

Wahlwerbung nur für Regierungspartei

daß die staatlichen Medien den Saakaschwili-Gegnern keinerlei Raum für ihre Wahlwerbung ließen, während die Plakate mit dem Konterfei des Präsidenten allgegenwärtig waren.

Einstweilen konzentrieren sich die heterogenen Saakaschwili-Gegner allerdings darauf, die Rechtmäßigkeit der von der OSZE als weitgehend sauber erklärten Wahl in Frage zu stellen und den „Druck der Straße" aufrechtzuerhalten. Ob die meist noch nationaler als der schon sehr patriotische Saakaschwili argumentierende Opposition im Fall ihrer Machtübernahme vor Vetternwirtschaft, autoritärer Anmaßung und übertriebener Polarisierung gefeit wäre, erscheint indes mehr als zweifelhaft. Schließlich gehören die Clanwirtschaft ebenso wie ein gewisser Hang zur Despotie zum orientalisch-asiatischen Erbteil des kleinen, in vielem anderen zutiefst europäischen christlichen Landes. Vielleicht wäre ihr Sieg sogar eine ernste Gefahr für das noch immer im Aufschwung befindliche Georgien.

Michail Saakaschwili hat aus der Lektion vom 5. Januar bereits erste Lehren gezogen. Noch vor der Bekanntgabe des amtlichen Endergebnisses erklärte er in einem Fernsehinterview: „Ein gutnachbarschaftliches Verhältnis zu Rußland liegt im Interesse Georgiens." Dabei hoffe man, so ließ er verlauten, auf den designierten Putin-Nachfolger Dmitri Medwedew. Aus dem Munde des im Dauerzwist mit dem Kreml im allgemeinen und Wladimir Putin im besonderen befindlichen ersten Mannes Georgiens läßt dieses demonstrative Bekenntnis aufhorchen. Wahrscheinlich will Saakaschwili in der Außenpolitik für ruhigere Zeiten sorgen, während es für ihn in der Heimat deutlich ungemütlicher geworden ist, zumal es spätestens Ende 2008 auch noch vorgezogene Parlamentswahlen geben soll.

»Das sind unsere Unternehmen«

Frankreichs Präsident Sarkozy will ein Europa, das seine Bürger schützt

Von Jean-Paul Picaper

Der Reform-Vertrag von Lissabon, den Präsident Sarkozy durchgeboxt hat, hat die Europäische Union aus der institutionellen Blockade herausgeholt und aus seinem Land erneut eine treibende Kraft der europäischen Integration gemacht. Schon am Tage seiner Amtsübernahme im Mai 2007, als er Angela Merkel in Berlin besuchte, hatte „Speedy Sarko“ gesagt, daß die Probleme nicht lösbarer würden, wenn man sie auf die lange Bank schiebe. Als Feind des „Aussitzens“ legte er kurz darauf seinen europäischen Verfassungsersatz auf den Tisch.

Nun, ab Juli 2008 wird Frankreich die Präsidentschaft der Europäischen Union übernehmen. Es ist anzunehmen, daß der Franzose an der Spitze ebenso aktiv und tatkräftig an Europa wie an seine Inlandspolitik herangehen wird. Er ließ auf seiner Pressekonferenz am 8. Januar durchblicken, daß er sich bewußt ist, daß der Vertrag allein insbesondere deshalb nicht ausreicht, weil ein tiefes Mißtrauen einen Graben zwischen den Europäern und Brüssel schafft. „Europa braucht eine neue Zivilisationspolitik“, betonte er. „Es muß sich entbürokratisieren. Es braucht mehr Politik und weniger Technokratie. Allerdings hat es jetzt einen Rahmen und Regeln, wonach es jetzt entscheiden kann.“

Dabei muß es Sarkozy klar sein, daß er gegenüber den anderen Partnerstaaten als EU-Präsident Autoritätsdefizite haben wird, denn daheim in Frankreich sind bei ihm einige Dinge in Unordnung. Besonders im Vergleich mit Deutschland werden sie sichtbar. Zahlreiche Divergenzen in der Haushaltsführung und in der Wirtschaftslage beider Staaten sind derzeit zu beobachten (siehe Kasten).

Vor allem das französische Haushaltsdefizit wird in Berlin und in Brüssel getadelt. Aber es scheint, daß die Pariser Regierung jetzt aufs Bremspedal drückt. Insbesondere für den Arbeitsmarkt, den Rentensektor, die Krankenversicherung und das Erziehungswesen werden nun Entscheidungen fällig.

Auch bezüglich der Machtverhältnisse bei der Europäischen Zentralbank sind die Divergenzen zwischen Frankreich und insbesondere Deutschland nicht von der Hand zu weisen. Vor allem französische Exporteure, die sich durch die Überbewertung des Euro gegenüber dem Dollar benachteiligt sahen, drängten Sarkozy, die EZB unter politisches Kuratel zu stellen. In Deutschland wurde immer wieder die Unabhängigkeit der EZB bekräftigt. Dem Franzosen wurde nur gegönnt, anstelle einer europäischen Wirtschafts- und Währungsregierung einen europäischen Rat der Weisen zu gründen.

Sarkozy in Rage: Der Franzose will, daß sich in der Europäischen Union mehr bewegt. Foto: Reuters

In Deutschland sorgt man sich mehr um die Entwicklung der Inflationsrate als um den Wechselkurs. In Frankreich wird aber jetzt auch auf die Preissteigerungen mit dem Finger gezeigt. Insgesamt müßten also Deutsche und Franzosen im kommenden Sommer etwas ähnlicher geworden sein, als es im letzten Jahr der Fall war.

„Mein Ziel ist es“, sagte Sarkozy am 8. Januar den 750 Journalisten aus 45 Staaten, „daß wir am Ende der französischen Präsidentschaft in Europa auf dem Wege zu einer gemeinsamen Politik der Zuwanderung, der Verteidigung, der Energie- und der Umweltpolitik weiter vorangeschritten sind.“ Angesichts der Globalisierung und des Aufstiegs neuer Weltmächte will Sarkozy Europa widerstandsfähiger machen. Das erklärt auch, warum er sich den USA wieder angenähert hat.

Dringendstes Ziel wird der Schutz der europäischen Arbeitsplätze sein. Die Franzosen wollen die Produktionsanlagen (nicht nur die Entwicklung und die Montage wie die Deutschen) auf ihrem Territorium behalten. Sarkozy nahm indirekt das Tabuwort „Protektionismus“ in den Mund, indem er äußerte: „Die Bürger in ganz Europa wollen Schutz (auf Französisch: ‚protection‘) bekommen; sie wollen, daß Europa sie schützt, statt sie verletzbarer zu machen.“

Darüber hinaus plädiert er für die „Gemeinschaftspräferenz“. Das bedeutet, daß der europäische Binnenmarkt gestärkt wird und vor Einbrüchen und Dumping von außen abgeschottet wird. „Es wäre widersinnig, ein politisches Europa zu wollen und diesen binneneuropäischen Handels- und Industrievorzug abzulehnen. Sonst hätten wir eine offene Freihandelszone angelsächsischer Art gemacht … Man kann ein tadelloser Liberaler sein und sagen: Das sind unsere Unternehmen, wir werden sie verteidigen.“

Deutschland und Frankreich – Die Giganten der EU

Zu Recht beanspruchen Deutschland und Frankreich, beide der Motor Europas zu sein. Beide Länder tragen mit 28 Prozent (Deutschland) beziehungsweise 20 Prozent (Frankreich) zum Bruttoinlandsprodukt der EU bei und repräsentieren zusammen rund die Hälfte des wirtschaftlichen EU-Reichtums. Nichtsdestoweniger befinden sie sich nicht in derselben Phase des Wirtschaftszyklus. Zuletzt hatte das französische Wirtschaftswachstum das deutsche überstiegen. Nun aber wird für Deutschland eine Wachstumsrate von 2,5 Prozent und für Frankreich von 1,8 Prozent vorhergesagt. Damit bleibt Frankreich deutlich hinter dem Wachstumswert der EU zurück. Der Sockel für das deutsche Wirtschaftswachstum wird von den Investitionen (mit einem Zuwachs in Höhe von 5,7 Prozent) und dem Export (Nettoüberschuß von 150 Milliarden Euro im Jahr 2006) gebildet. Die Verbesserung der deutschen Wirtschaftslage ist nicht allein den Reformen der Agenda 2010 zuzuschreiben, sondern sie ergibt sich auch aus den Vorteilen der EU-Erweiterung, die Deutschland besser zu nutzen wußte. Allerdings ist das Binnenwachstum in Deutschland schwach, da die Lohnentwicklung jahrelang gemäßigt ausfiel und die Kaufkraft bremste. Im Gegensatz dazu verzeichnet Frankreich zwar ein reges Binnenwachstum, das sich zur Zeit etwas abflacht, weist jedoch ein signifikantes Handelsdefizit auf (rund 30 Milliarden Euro im Jahr 2007). *J.-P. P.*

Meldungen

Rußland greift Briten an

Moskau / London – Die Beziehungen zwischen Rußland und Großbritannien haben einen neuen Tiefpunkt erreicht. Ende Dezember verordnete Moskau die Schließung zweier Niederlassungen des British Council – vergleichbar mit dem deutschen Goethe-Institut –, doch die britischen Mitarbeiter ignorieren die Anordnungen. Politiker beider Seiten beschuldigen sich nun, gegen internationales Recht zu handeln. Ursache für die Verstimmung, die auf dem Rücken der beiden unpolitischen Kultureinrichtungen in St. Petersburg und Jekaterinenburg ausgetragen wird, ist die Weigerung Moskaus, Andrej Lugowoij auszuliefern. Er wird von den Briten verdächtigt, 2006 den russischen Dissidenten Alexander Litwinenko ermordet zu haben. Als Reaktion auf Rußlands Weigerung hatten die Briten vier russische Diplomaten ausgewiesen. Die Russen taten es ihnen gleich. Im Dezember 2007 gerieten nun die British Councils ins Visier des Kreml. Da die Mitarbeiter des Instituts, das neben Sprachkursen kulturelle Angebote im Programm hat, weiter ihrer Arbeit nachgehen, bliebe Rußland nur die Räumung des Instituts mit Hilfe der Polizei. Hiervor schreckt Moskau allerdings noch zurück, da es dem Ruf des Landes weltweit schaden würde.

»Die Königin köpfen«

Kopenhagen – In der dänischen Hauptstadt fordern Monarchie-Gegner indirekt dazu auf, das Königspaar zu köpfen. Plakate zeigen nämlich eine Guillotine und den Schriftzug „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“. „Wir glauben, daß die Epoche der Monarchie in Dänemark längst vergangen ist. Es ist an der Zeit, mit diesem archaischen und undemokratischen System Schluß zu machen wie in Zeiten der Französischen Revolution“, so die Gruppe Surrend.

Wenn es zum Himmel stinkt

Hintergründe zu der permanenten Müllkrise Neapels

Von Sophia E. Gerber

Seit mehr als 200 Jahren versinkt Neapel im Müll. Schon Johann Wolfgang von Goethe schrieb in seiner „Italienischen Reise“: „Neapel, den 28. Mai 1787. Eine sehr große Anzahl von Menschen … beschäftigen sich, das Kehricht auf Eseln aus der Stadt zu bringen … Zwei große biegsame Körbe hängen auf dem Rücken eines Esels und werden nicht allein ganz voll gefüllt, sondern noch auf jeden mit besonderer Kunst ein Haufen aufgetürmt.“

Statt dem Duft von Zitronenbäumen und einer frischen Mittelmeerbrise schlägt einem ein widerlicher Gestank von vergammelten Lebensmittelresten entgegen. Auf den Straßen türmen sich die Abfallberge, um die tagsüber Schmeißfliegen schwirren und sich nachts die Ratten tummeln. Doch der Müll ist längst nicht mehr nur ein ästhetisches Problem. Grundwasser und Boden in und rund um Neapel sind verseucht. Selbst die nahe gelegenen Urlaubsinseln Capri, Ischia und Procida sind betroffen. Kaum eine italienische Stadt zählt so viele Lungen- und Leberkrebsfälle und Mißbildungen bei Neugeborenen. Davon will die Bürgermeisterin Rosa Russo Iervorlino, die mit der Situation völlig überfordert ist, allerdings nichts wissen. Als die US-Botschaft im vergangenen Juli ihren Bürgern aufgrund eventueller Epidemien und Gesundheitsrisiken abriet, nach Neapel zu reisen, fühlte sich die 70jährige Linksdemokratin zutiefst gekränkt und verlangte eine Entschuldigung.

US-Botschaft rät von Reisen nach Napoli ab

Die Ursachen für die Müllkrise sind ein buntes Potpourri aus fehlendem Umweltbewußtsein und mangelndem Gemeinschaftssinn, politischer Handlungslähmung und organisiertem Verbrechen. Für die Neapolitaner sind Abfalltrennung und Recycling Fremdwörter. Obwohl nirgends in Italien die Einwohner soviel Hausmüll wie hier produzieren, ist die letzte Deponie wegen Überfüllung 1997 geschlossen worden. Bürger und Umweltschützer demonstrieren seit Jahren erfolgreich gegen die Öffnung stillgelegter Deponien oder den Bau neuer Verbrennungs- und Aufbereitungsanlagen. Die Lokalpolitiker richten sich danach aus Angst vor einem Wählerverlust. Kein Stadtteil und Vorort will den Müll vor der eigenen Haustür haben. Lieber zünden die Leute nachts die Abfälle heimlich an. Das in den dadurch entstehenden Rußwolken enthaltene giftige Dioxin ist bereits in Pflanzen und der Milch von Schafen im Umland gefunden worden. Auch die Camorra, die lokale Mafia, hat ihre Hände im Spiel und verdient ein Milliardenvermögen mit der illegalen Müllentsorgung. Sie kippt unter anderem hochgiftige Industrieabfälle in die Landschaft und hat damit schon zahllose Seen, Bergtäler und Naturschutzgebiete verunreinigt.

Recycling ist Neapolitanern unbekannt

Ansätze zur Lösung des Problems gibt es indes einige. So betraut die Regierung seit 1994 einen Sonderbeauftragten mit dem Müllnotstand in der Region Kampanien. Neben anderen Regionalpräsidenten und verschiedenen Führungskräften der italienischen Polizei hat etwa der derzeitige Regionalpräsident Antonio Bassolino von 2000 bis 2004 das Amt ausgeübt. Kommissarische Maßnahmen von der Bereitstellung zusätzlicher Gelder und Fachkräfte über die Einrichtung provisorischer Lagerstätten bis hin zum Abtransport in andere Regionen (Toskana, Umbrien, Emilia-Romagna, Sardinien) oder ins Ausland (nach Deutschland über Bremerhaven) haben kaum etwas genützt. Die Situation hat sich derartig zugespitzt, daß Staatspräsident Giorgio Napolitano den Notstand erklärt hat. Regierungschef Romano Prodi mußte vergangene Woche sogar das Militär einschalten, um die Abfälle vor Schulen und Krankenhäusern wegzuräumen.

Seit Anfang des Jahres versucht nun der ehemalige Polizeichef Giovanni De Gennaro sein Glück als Krisenkommissar – bisher ohne Aussicht auf Erfolg. Denn solange Neapel ein effizientes und umweltschonendes Konzept zur Abfallvermeidung und -entsorgung fehlt, bleibt als letzte Rettung nur ein Gebet zum Stadtheiligen San Gennaro.

Dialog fördern

Finnland übernimmt den Vorsitz in der OSZE

Von Pierre Campguilhem

Am 1. Januar hat Finnland Spanien beim Vorsitz der OSZE (Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa) abgelöst. Vor allem der Streit zwischen Rußland und den USA bereitet dem Außenminister des Landes Sorge. Es geht vor allem um den KSE-Vertrag, der nun vom Kreml aufgrund der Meinungsverschiedenheiten zwischen Moskau und Washington über die US-amerikanischen Raketenabwehrsysteme in Polen und der Tschechei gekündigt wurde. Schon letzten Herbst war ein OSZE-Gipfel in Madrid fast ohne Ergebnisse zu Ende gegangen. Allerdings spricht man in diplomatischen Kreisen nicht von einem Mißerfolg des Gipfels, da das Gremium immerhin eine Lösung „ad interim“ für das Kosovo gefunden hat und sich über den Vorsitz der OSZE bis zum Jahre 2011 hatte verständigen können. So soll Finnland nach einem einjährigen Vorsitz 2009 von Griechenland, 2010 von Litauen und 2011 von Kasachstan abgelöst werden.

Außer dem KSE-Vertrag (den Finnland nicht unterzeichnet hat) besteht der Gegensatz zwischen dem Kreml und dem Weißen Haus in der Rolle, die die jeweiligen Länder der OSZE zuschreiben. Die Existenz der OSZE beruht auf drei Dokumenten: der Helsinki-Schlußakte von 1975, der Pariser Charta für ein neues Europa von 1990 und der Istanbuler Akte von 1999.

Rußlands Ziel ist es, das Ganze in einer einzigen Charta zusammenzufassen, während Washington alles lassen will wie bisher.

Die OSZE stützt sich auf drei Säulen, wie sie 1975, als die OSZE noch eine beschließende Konferenz war, bestimmt wurden: Die Wirtschaft, die militärischen Probleme und die Menschenrechte. Von Rußland wurde nun die Rolle der ODHIR in Frage gestellt, die von ihrem Sitz in Warschau die Regelmäßigkeit von Wahlen zu kontrollieren hat. Putin verweigerte anläßlich der letzten Duma-Wahlen einer Abordnung der ODHIR die Einreise nach Rußland.

Die Tatsache, daß Kasachstan den Vorsitz der OSZE 2011 innehaben wird, obschon dieser Staat nicht besonders die Menschenrechte beachtet, wird derzeit von der finnischen Diplomatie als geringes Übel betrachtet. Während Kasachstans Vorsitz soll ein Fünfergespann das Land überwachen, so daß es mit Demokratie vertraut gemacht wird.

»Moment mal!«



Mindestlohn – was steckt dahinter?

Von Klaus Rainer Röhl

Die Überfälle von kriminellen Jugendlichen ausländischer Herkunft häufen sich. Auch nach dem Bekanntwerden der Schreckensvideos aus der U-Bahn in München. Vor allem, weil die Überfälle von aus dem Ausland stammenden Schlägern alte und wehrlose Menschen betreffen, neuerdings mit einem eindeutig deutsch-feindlichen Hintergrund verbunden. „Scheißdeutsche!“ Mit diesen Worten wurde einem 75jährigen der Schädel zertrümmert. Er überlebte nur durch ein Wunder – der Medizin. Aber er wird Invalide bleiben. Die Angst wird sein ständiger Begleiter sein. Der Schock sitzt tief. Vor allem Alte, Frauen und Kinder haben Angst. Zwei Tage später wurde ein 76jähriger Rentner, der genau das tat, wozu Angela Merkel gerade in den letzten Wochen und Monaten immer aufgefordert hat, nämlich „Nicht wegsehen!“, von drei kriminellen Schlägern lebensgefährlich verletzt. Der Rentner sah, wie die drei versuchten, eine Gedenktafel für eine im Dienst ermordete Polizistin umzustoßen oder zu zerstören, und er war mutig – oder tollkühn – genug, die Rowdies zur Rede zustellen. Er sah nicht weg, wie die meisten Deutschen heute, sondern griff ein. Die Antwort war Gewalt, gemeinsame schwere Körperverletzung, Mordversuch. Tröstet es uns, daß einer der drei brutalen Schläger ein deutscher Jugendlicher war – die anderen türkischer und arabischer Herkunft?

Wer redet überhaupt noch von den eingeschüchterten alten Muttchen, die sich in der Berliner U-Bahn verängstigt in einer Ecke zusammendrängen, während ein junger Türke sich – eine Videokamera hat auch das gerade gefilmt – selbstbewußt auf fünf Sitzplätzen herumfläzt? Die Szene ist nicht neu. Wir haben ähnliche Auftritte im vergangenen Jahr unter der Überschrift „Barfuß durch Kreuzberg“ in dieser Zeitung veröffentlicht. „Barfuß“. Nur wer zu Fuß geht und / oder per U-Bahn durch die türkisch beherrschten Viertel von Kreuzberg fährt, kann den alltäglichen Terror, die tägliche Einschüchterung und Demütigung von Deutschen („He, Alter, was kuckst du? Willst du Streß kriegen?“) in der U-Bahn-Linie 7 mit eigenen Augen sehen. Hinsehen!

Der hessische Ministerpräsident Roland Koch hat gewagt, den Mund aufzumachen und das Überhandnehmen der Ausländer-Kriminalität beim Namen zu nennen. Doch was tut die SPD und ihre hessische Spitzenpolitikerin Andrea Ypsilanti? Greift sie ebenfalls als zweitgrößte demokratische Volkspartei die aus dem Ausland stammenden kriminellen Schlägerbanden und ihre deutschen Verteidiger an und verspricht schnelle Abhilfe? Weit gefehlt. Sie greift den CDU-Ministerpräsidenten an. Sie beschimpft ihn, unterstützt von 100 islamischen Verbänden und Vereinen, als Hetzer, der Unfrieden in die (deutsche) Gesellschaft trage.

Nun fragen wir uns mit dem Rest unseres nach täglicher Multikulti-Propaganda, national-masochistischen Bußübungen und öffentlichen rituellen Selbstbeschimpfungen noch gebliebenen Menschenverstandes: Wer hat denn den Unfrieden in die deutsche Gesellschaft getragen? Die Totschläger in der Münchener U-Bahn oder Ministerpräsident Koch? Die lautstarken Jugendlichen und jungen Erwachsenen ausländischer Herkunft, die nachts unsere Straßen unsicher machen und das Gastrecht und die ihnen zum Teil schon eingeräumte deutsche Staatsbürgerschaft mißbrauchen – oder die Zeitungen und Politiker, die seit zwei Wochen offen aussprechen, was faul ist in unserem Staatswesen?

Frau Ypsilanti, eine Deutsche, die einige Zeit mit einem Ausländer verheiratet war und den wohlklingenden Namen seiner bekannten griechischen Familie beibehalten hat, die dort bedeutende Politiker und Wissenschaftler hervorgebracht hat, setzt bei ihrem Wahlkampf in Hessen andere Schwerpunkte, und die Parteispitze der SPD mit Arbeitsminister Olaf Scholz und Kurt Beck unterstützt sie dabei – geschlossen wie immer bei Wahlkämpfen. Mindestlohn heißt ihr Schlagwort, Mindestlohn nicht nur für Briefträger und Hilfsarbeiter, sondern Mindestlohn für alle!

Warum lehnt die Bundeskanzlerin den in diesem Wahlkampf geforderten Mindestlohn für alle ab und sagt (was sie in einem Jahr sagen wird, weiß man nicht): „Das ist mit uns nicht zu machen!“



Am 27. Januar ist Wahl in Hessen: Andrea Ypsilanti will Roland Koch stürzen. Foto: ddp

Es lohnt sich, einmal genau hinzusehen, was hinter dem plötzlich wie eine Wunderwaffe hervorgeholten Wahlkampf-Schlagwort steckt. Mindestlohn für alle? Hört sich das nicht eigentlich gut an? Jeder soll von seinem Lohn leben können. Nicht noch staatliche Unterstützung, Aufstockung genannt, beantragen müssen, trotz täglicher Arbeit und Anstrengung. Schufterei, sagen die Wahlkämpfer der Linken, die in die selbe Kerbe hauen. Ihre Chancen, über die Sperrminorität zu kommen, sind wackelig. Sie liegen zur Zeit (13. Januar) bei fünf Prozent plus oder minus. Das gleiche gilt für die NPD oder die REPs, versteckt hinter dem Wort „Sonstige“ (zur Zeit vier Prozent), mit denen man rechnen muß, obwohl die Medien, wie verabredet, kein Wort über sie verlieren. Ihr Wahlerfolg wäre eine „Katastrophe“, der Wahlerfolg der umbenannten Honecker-Partei eine „Überraschung“. Bekommt sie überraschend tatsächlich fünf Prozent, gehen die Stimmen der SPD verloren und schmälern deren Aussichten auf einen Sieg von Frau Y., ohne daß sie mit den Linken eine Regierung bilden könnte oder möchte. Gelingt es der SPD dagegen, die Linke unter fünf Prozent zu drücken, kommen die Stimmen den großen Parteien zugute. Das Schlagwort vom Mindestlohn ist also in erster Linie ein Kampf gegen die Linke. „Wenn wir schreiten Seit bei Seit / und die alten Lieder klingen“, singen die Sozialdemokraten gern auf ihren Parteitagen und auf großen Wahlveranstaltungen. Was sind das für alte Lieder? „Brüder, zur Sonne zur Freiheit!“ zum Beispiel. Das singen auch die neuen und alten Mitglieder der Linken. Es ist ein Kampf um Symbole. Beide Parteien wollen ihre Herkunft aus der „Arbeiterbewegung“ betonen. Die „Arbeiterbewegung“ aber war schon um 1900 eine Fiktion, eine Art Glaube, der die frühen Sozialdemokraten im 19. Jahrhundert erfüllte und von den Fabrikarbeitern, die es in der vom ollen Marx beschriebenen Form damals tatsächlich gab, hochgehalten wurde. Das war mehr eine Vereinsbewegung mit viel sozialen Ritualen und rhetorischen Bekenntnissen als eine revolutionäre Kampftruppe, gelegentlich mit großen Streiks. Aber die größten Errungenschaften, die Krankenversicherung und die Rente, erkämpfte nicht die Arbeiterbewegung, sondern verordnete Bismarck. Nichts mehr mit Marx. Erst der Aufbau einer terroristischen, elitär geführten Kampftruppe durch Lenin änderte alles. Nicht ohne Nachhilfe vom Klassenfeind. Die Unterstützung, die das kaiserliche Deutschland Lenin und den Bolschewisten gewährte, ging weit hinaus über die Einreise der Revolutionäre im plombierten Extrazug, sondern trug, wie kürzlich Stefan Aust nach jahrelangen Recherchen im „Spiegel“ veröffentlichte, nachhaltig zum Erfolg der Kommunisten bei. Der deutsche Generalstab war bei der Gründung der Roten Armee maßgeblich finanziell und logistisch dabei.

Was hatten der olle Marx und die „Arbeiterbewegung“ damit zu tun? Nichts. Sein Geist aber wabert auch heute noch in den Köpfen der Sozialdemokraten aller Schattierungen herum. Wie ein Gespenst, das er selbst im „Kommunistischen Manifest“ so vortrefflich beschrieben hatte: „Ein Gespenst geht um in Europa: der Kommunismus.“

Aber was lehrte Opa Karl? Daß man dereinst erst einmal den Sozialismus aufbauen müßte und dann – in einer Phase industrieller Automatisierung und materiellen Überflusses – den Kommunismus. In weiter ferner Zukunft also. Im Sozialismus sollte jeder nach seinen Fähigkeiten entlohnt werden. Erst dann, bei dem irgendwann, irgendwie kommenden „Endkommunismus“, sollte es heißen: Jeder nach seinen Bedürfnissen. Ein ziemlich abgefahrener Traum, nicht besser und nicht schlechter als die Sagen vom Goldenen Zeitalter, die es in der Menschheitsgeschichte gegeben hatte.

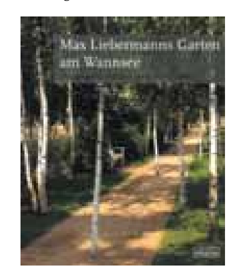
Der Gedanke, der den Utopien zugrunde liegt, ist, daß der Mensch, richtig angepackt, gut ist und gleich ist und alles kann und auch alles kriegen darf, gleiche Schulbildung für alle und gleichen Zugang zu allen Ausbildungsplätzen und zu allen Gütern. Deswegen sollte im „Endkommunismus“ auch das Geld abgeschafft werden.

Man muß die Entwicklung langfristig betrachten. Die Schaffung des Mindestlohns für alle Menschen ist der Anfang. Die nächste Stufe ist das „Grund-Einkommen“ für alle, unabhängig von der Leistung, Geld ohne Arbeit. Das Mindesteinkommen für Dicke und Dünne, Kluge und Dumme, Fleißige und Faule, Gammler und Trunkenbolde. Schlaraffenland durch computergesteuerte Automaten. Und gute Menschen, die bei der Verteilung nicht mogeln.

Die Einrede von Angela Merkel, daß mit ihr der Mindestlohn von 7,50 Euro für alle „nicht zu machen“ ist, weil er, wie das Institut der deutschen Wirtschaft in einer Studie ermittelt hat, vier Millionen Arbeitsplätze vernichtet, ist ausreichend begründet. Mehr aber zählt die Erfahrung, daß die Verteilung der Warenproduktion nach Angebot und Nachfrage immer am besten geklappt hat, wenn auch die Arbeit sich nach Angebot und Nachfrage richtete. Gutes Geld für gute Arbeit. Alle anderen gut gemeinten Experimente führten zu nichts. Gut gemeint ist das Gegenteil von gut. Die meisten Deutschen können sich noch an den Ulbricht-Staat und die DDR erinnern. Marx war Murks, trotz Kinderkrippe, Sandmännchen und Abtreibung für alle. Der Mensch ist nicht gut, allenfalls vernünftig.

Das Paradies eines Malers

Im Jahr 1909 kaufte Max Liebermann ein großes Grundstück am Wannsee. Von dem damals bekannten Architekten Paul Otto Baumgarten ließ sich der Maler dort ein komfortables Landhaus errichten, den 7000 Quadratmeter großen Garten entwarf Liebermann selbst, in enger Zusammenarbeit mit seinem Freund Alfred Lichtwark, dem Direktor der Hamburger Kunsthalle. Der Garten ist eines der herausragenden Beispiele der Reformbewegung in der Gartenkunst nach 1900. In diesem Freiluftatelier entstanden über 230 Ölgemälde und zahlreiche Pastelle sowie Zeichnungen, von denen eine stattliche Anzahl 2004 in Hamburg und Berlin ausgestellt wurden.



Bald 100 Jahre nach dem Erwerb des Anwesens durch den Maler und nach einer durchaus wechselvollen Geschichte begann die Max-Liebermann-Gesellschaft mit der Wiederherstellung des Künstlerhauses und des ehemaligen Gartenparadieses, die 2006 abgeschlossen war. Ein neues Buch aus dem Berliner Nicolai-Verlag (Hrsg. Waldtraut und Günter Braun, **Max Liebermanns Garten am Wannsee**, 120 Seiten, 95 farbige Abb., 20 s/w-Abb., geb. mit Schutzumschlag, 24,90 Euro) präsentiert den sorgfältig wiederhergestellten Garten des Künstlers in seiner ganzen Pracht. Es zeigt historische Ansichten ebenso wie zahlreiche Gemälde und eine Fülle von brandneuen Aufnahmen aus unseren Tagen. *man*

Ein farbenprächtiges Paradies

Die Kunsthalle Emden zeigt den Garten in der Kunst seit 1900

Von Silke Osman

In diesen Wochen sehen sie meist scheußlich und trostlos aus, die Gärten vor den großen Villen ebenso wie die Parzellen in den Kleingartenvereinen. Viele Hausbesitzer und Gartenfreunde haben es zwar noch rechtzeitig vor dem Wetterwechsel geschafft, den Garten winterfest zu machen. Die Stauden sind beschnitten, die Rosen abgedeckt und der Rasen vom restlichen Laub befreit. In dem einen oder anderen Garten aber sieht es nicht so akkurat aus. Da stehen noch die verblühten Reste der Sommerpflanzen. Braun sind sie geworden, als der erste Frost über sie kam. Andere wieder scheinen wie erstarrt, haben ihre welkende Schönheit geradezu konserviert. Kaum zu entscheiden, was faszinierender ist: der akkurate Garten, der wie mit der Nagelfeile gestutzt wirkt, oder der etwas verwilderte, der vom Winter überrascht wurde. Eines aber ist beiden gemeinsam: Sie bilden „eine Gegenwelt zur fortschreitend technisierten und fremdbestimmten Realität“, erläutert Nils Ohlsen, wissenschaftlicher Leiter der Kunsthalle Emden.

„In gleichem Maße, wie die Event-Gesellschaft die Wirklichkeit immer mehr durch virtuelle Scheinwelten ersetzt, gewinnt der Garten an Bedeutung.“ Ausstellungen in der Londoner Tate Britain, im Wiener Belvedere oder im Frankfurter Städel haben die Bedeutung des Gartens in der Kunst gewürdigt. Zur Neueröffnung der Kunsthalle Emden hat sich das Haus in Ostfriesland mit einer großen Ausstellung zurückgemeldet, die dem Kunstliebhaber ein farbenprächtiges Paradies bietet. Die hochkarätig besetzte Schau „Garten Eden – Der Garten in der Kunst seit 1900“ nimmt den Besucher mit auf eine ausgedehnte Wanderung durch den Garten in der Kunst vom Beginn der Klassischen Moderne bis in die unmittelbare Gegenwart. 180 Werke von 95 Künstlern aus 25 Ländern sind in Emden zu bestaunen. Die Reihe reicht von Malerei und Skulptur über Fotografie bis hin zu Videokunst und Installationen. In acht Kapiteln werden die unterschiedlichsten Arbeiten einander gegenübergestellt: Vom Dschungel zum Paradies, Der Gärtner, Archiv und Ordnung, Zäune und Hecken, Locus amoenus, Die „Dritte Natur“, Der Garten als Labor, Der Zaubergarten. Der Garten, der einst der Oberschicht vorbehalten war, öffnete sich im 19. Jahrhundert auch den Bürgern. Mancher herrschaftliche Park bot den Arbeitern aus den engen Wohnquartieren einen Ort der Erholung. Und wer es sich leisten konnte, legte sich einen eigenen Garten an. Moderne Städteplaner sorgten dafür, daß nicht nur die Häuser hell und luftig wurden, sondern auch Gärten zu einem Haus gehörten. Der private Garten wurde schließlich auch von den Künstlern entdeckt. Ja, es gab manchen, der selbst einen anlegte und später im eigenen Garten seine besten Motive fand. Claude Monet, Max Liebermann oder Emil Nolde sind die herausragendsten Beispiele. „Nicht mehr die Dokumentation, sondern die individuelle Beobachtung des Lichts und die Wirkung der Atmosphäre auf die eigene Befindlichkeit stehen im Vordergrund ihrer Werke“, erläutert Ohlsen diese Schaffensperiode.



Karl Schmidt-Rottluff: Der Garten (Öl auf Malpappe, 1906). Ein herausragendes Beispiel expressiver Malerei Foto: VG Bild-Kunst, Bonn

„Ziel der Ausstellung ist es“, so Nils Ohlsen, „in einer Zeit, in der das Erleben unberührter Natur kaum noch möglich ist, nicht nur einen künstlerischen, sondern auch einen soziologischen, ökologischen und weltanschaulichen Diskurs über den Garten und darüber hinaus über den Umgang mit den natürlichen Lebensräumen und Ressourcen in Gang zu bringen.“

„Den Künstlern dieser Ausstellung geht es in ihren Werken um die kreative Auseinandersetzung mit dem komplexen Natur- und Zeichensystem des Gartens. Wie durch ein Fernrohr blicken sie von der Warte ihres jeweiligen Mediums, ihres kulturellen Gedächtnisses und ihrer persönlichen Erfahrungen auf die vielschichtigen Phänomene des Sujets. Ohne selbst an die Bedingungen des Gärtners gebunden zu sein, adaptieren, interpretieren und hinterfragen sie ihren Gegenstand und schaffen dadurch – und das ist entscheidend – neue Perspektiven.“

Zeitlos und doch aktuell ist das Thema Garten in der Kunst. „Von der ungegenständlichen Abstraktion bis zur erzählerischen Dokumentation kommt das ganze Spektrum formaler Möglichkeiten zur Anwendung, während auf inhaltlicher Ebene vielfältige Bezüge zu

Kunst kann wirksam in das Denken und Handeln eingreifen

Geschichte, Religion, Wissenschaft, Wirtschaft und Politik hergestellt werden. Hier zeigt sich beispielhaft, wie wirksam Kunst in das Denken und Handeln des einzelnen Menschen und der Gesellschaft eingreifen kann“, so Ohlsen. „Gerade indem die Künstler diesen Ort, den jeder kennt, mag und zu verstehen glaubt, in ihren Werken neu interpretieren, lassen sie beim Betrachter Sensibilität, Fragen und Neugier aufkommen.“ Inwieweit die Ausstellung in Emden diese Neugier auch stillen kann, mag der Besucher selbst entscheiden.

Die Ausstellung „Garten Eden – Der Garten in der Kunst seit 1900“ in der Kunsthalle Emden, Hinter dem Rahmen 13, 26721 Emden, ist dienstags von 10 bis 20 Uhr, mittwochs bis freitags von 10 bis 17 Uhr, am Wochenende und feiertags von 11 bis 18 Uhr geöffnet, montags geschlossen. Eintritt 10 / 7 Euro, bis 30. März.

Unter den Fittichen des »Blauen Vogel«

Erinnerungen an ein russisch-deutsches Theater der 1920er Jahre in Berlin

Von Wolf Oschlies

Als Rußland vor 90 Jahren von einem bolschewistischen Umsturz erschüttert wurde, der später jahrzehntelang in Osteuropa als „Große Sozialistische Oktoberrevolution“ gefeiert werden mußte, sind etwa 2,5 Millionen Menschen vor Lenins Putsch geflohen. Rund 700 000 landeten in Deutschland, allein in Berlin lebten 1923 bereits 300 000. Charlottenburg wurde ob der Fülle seiner russischen Einwohner bald nur noch „Charlottengrad“ genannt, und das war erst der Anfang, dessen Fortgang ein junger russischer Maler 1923 so beschrieb: „Man geht im Westen spazieren, und es flimmert einem vor Augen vor lauter russischen Aushängen, Vitrinen, Plakaten und Reklamen. Eine friedliche Eroberung! Die Deutschen schert es nicht, sie haben sich daran gewöhnt.“

In dem „vollkommen unnützen Berlin“, wie Boris Pasternak 1919 urteilte, etablierte sich ein kulturelles Klein-Rußland, repräsentiert nicht mehr vom Doppeladler, sondern von „Sinjaja ptica“, dem Theater „Blauer Vogel“. Gegründet hatte es Ende 1921 der Schauspieler Jushny, einst gefeierter Bühnenstar in Rußland, der von sich sagte, er sei „gestorben 1920 in Moskau und geboren 1921 in Berlin“. Berlin hatte ihm die Chance gegeben, seine Vorstellungen von einer in Ausstattung, Repertoire und Darstellung „prallen“ Kleinkunstbühne zu verwirklichen, eine Mischung aus „russischer Seele“, deutschem Standort und nie erlebter Farbenpracht auf der Bühne, die bei Zuschauern und Kritik ungeheuer einschlug. Und Jushny machte sich den hintergründigen Scherz, den damals erbittert geführten Richtungsstreit der drei russischen Theater-Schulen – Stanislavskis „naturalistisches“, Mejercholds „stilistisches“ und Tairows „synthetisches“ Theater – dadurch zu veralbern, daß er aus allen dreien Elemente „borgte“ und sie zum unverwechselbaren „Blauer Vogel“-Stil vermengte. Daß dieser zur nüchternen „neuen Sachlichkeit“ deutscher Theater ebenfalls maximal kontrastierte, konnte seine Beliebtheit nur steigern.

Und wie hatte alles angefangen? In der „Weinstube Lantzsch“, einer bei Russen beliebten Künstlerkneipe, radebrechte die Malerin Natalija Gontscharowa eines Abends den folgenschweren Satz: „Wir müssen machen gnädiges Kabarett.“ Sie meinte ein „vornehmes“ Kabarett, kein Tingeltangel, auch keine politische Agitationsbühne. So wurde die Idee des „Blauen Vogel“ geboren. In Schöneberg fand sich ein verkommenes Hinterhofkino, aus dem sehr bald ein hübsches Theater mit zwei Rängen und 200 Parkettplätzen wurde. Die Faszination des Programms im berühmt temporeichen Szenenwechsel lag in seiner rasanten Vielgestaltigkeit: schwermütige Lieder und wilde Tänze aus Rußland, Gaunerlieder aus dem Kaukasus, Wiener Kitschszenen, parodistische Nummern über deutsches Kneipen- oder amerikanisches Bürotreiben oder gleich buntestes Chaos, als „russisches Spielschächtelchen“ präsentiert.

Gesungen und gespielt wurde oft auf russisch, nicht selten aber auch in einem „köstlichen Deutsch, das so schmeckt, als ob es lange in russischer Beize gelegen hätte“, wie der geistvolle Feuilletonist Alfred Polgar notierte. Besonders Jushnys witzige Conférencen gewannen durch ihr russisch akzentuiertes Deutsch zusätzlichen Reiz: Er lehrte die Zuschauer, „jeschtscho ras“ (noch einmal) zu rufen, wenn ihnen etwas gut gefallen hatte, und wenn er sie mit „Auf Widdersän!“ verabschiedete, dann konnte er sicher sein, die meisten in der Tat wiederzusehen.



Bunte Pracht: Der Innenraum des Theaters Foto: Archiv

Der eigentliche Glanz des „Blauen Vogel“ ging von seinen Kostümen und Dekorationen aus. Nichts wurde dem Zufall überlassen, jede Wirkung war geprobt und optisch vorbereitet. Aus einem guten Dutzend Maler, für die das Theater eine eigene Werkstatt unterhielt, ragten A. Chudjakow und P. Tschelischtschew heraus. Ein Bühnenbild von Chudjakow, flammend gelbroter Himmel über Flußlandschaft, bewirkte, daß den Zuschauern selbst der Vortrag eines so simplen Liedchens wie der „Wolgaschlepper“ als aufregendes, nie gehörtes Erlebnis in Erinnerung blieb.

Gute 80 Nummern umfaßte das Repertoire des „Blauen Vogel“. Mit ihm konnte er im Juni 1928 bereits auf 1800 Vorstellungen in Deutschland (nicht nur in Berlin), den USA, der Schweiz, Holland und anderswo zurückblicken. In Spanien und Litauen, Schweden und Jugoslawien, überall hatte der „Blaue Vogel“ seine Federn gespreizt und die Menschen entzückt. „Der Blaue Vogel ist das Herrlichste, was man hier in der Welt sehen kann“, schwärmte Else Lasker-Schüler, und mit dieser Begeisterung stand sie nicht allein.

Verschlossen blieb dem Theater nur der Kraftquell, aus dem es letztlich kam. Das „Lied vom Blauen Vogel“ – auf der Bühne russisch gesungen, im Programmheft deutsch übersetzt –, das in keinem Programm fehlte, sagte, was dem Theater fehlte: Die Bindung ans „heilige Rußland, aus dem wir verbannt“.

Die »Jupitereichen« der Griechen

Der mächtige Walnußbaum wurde zum Baum des Jahres 2008 erkoren

Von ANNE BAHRS

Vorderasien soll die Heimat des Walnußbaumes sein. Nur im Mittelmeerraum, in Persien, Turkestan, Afghanistan, dem Himalaya und in Westtibet gibt es noch wild wachsende Walnußbäume. Die „Alten Griechen“ haben uns überliefert, wie sehr sie die geheimnisvollen Früchte dieser Bäume, die sie „Jupitereichen“ nannten, schätzten. Denn sie waren schon damals wohlschmeckend und nahrhaft, gaben Kraft und sollten zudem Liebesverlangen und -genuß steigern, mußten also eine Speise der Götter sein.

In Griechenland wird auch heute noch manches Brautpaar nach der Trauung mit guten Wünschen bedacht und dabei mit Walnüssen beworfen. Dieses Ritual entstand wahrscheinlich aus der Erfahrung, daß Walnüsse die Leistungskraft des menschlichen Gehirns, dem sie in ihrer gelappten Gestalt ähneln, steigern können.

Der geflügelte Fruchtkern wächst in einer grünen, ledrigen Hülle heran, die reifend verholzt und ihren schützenden Mantel sprengt, oder er platzt, wenn die Frucht vom Baum fällt. Inmitten der holzigen Nußschale trennt eine feste Haut zwei Kernhälften bis auf einen kleinen Zipfel, der den Embryo birgt. Dank seiner nährstoffreichen Mitgift kann sich ein kräftiger Keim entwickeln.

Von den Griechen lernten die Römer den Anbau der Walnußbäume. Die brauchen Platz, einen fruchtbaren, tiefgründigen Boden und reichlich Feuchtigkeit.

Da unter ihren ausladenden Kronen kaum andere Pflanzen gedeihen und sie ertragreicher sind, wenn in ihrer Nachbarschaft ein zweiter Walnußbaum wächst, verbreitete sich in abgelegenen Dörfern Italiens die Vorstellung, in den glatten, silbrig-glänzenden Stämmen der mächtigen Bäume würden Dämonen hausen, die sich des Nachts tanzend vergnügen, wenn keine Blume in ihrer Nähe sei!

Über Italien und Frankreich kam Juglans regia, die königliche „Welschnuß“, als Mitbringsel über die Alpen nach Deutschland. Zuerst wuchs sie am Kaiserstuhl, im mittleren Rheintal und an der Mosel. Mit dem Wissen über die Anzucht dieser Bäume brachten die heilkundigen Mönche auch ihre Erfahrungen über die medizinische Wirkung der aromatisch duftenden Blätter, des grünen Fruchtfleisches und des Nußöls in unser Land. Sie warnten allerdings vor zu reichlichem Verzehr der schwerverdaulichen Nüsse. Im Volksmund wurde die beliebte Welschnuß zur Walnuß.

Wenn der Maifrost die unscheinbar gelben, weiblichen Blütentrauben an den Zweigspitzen und die in den Blattachsen der vorjährigen Zweige hängenden grünen, langen männlichen Kätzchen verschont hat, wird der Walnußbaum reichlich Früchte ansetzen. Außer dem Maikäfer hat er keine Feinde, aber viele Liebhaber. Die kommen zwischen Juni und September und pflücken sorgsam von seinem gefiederten Laub, befreien es von den Stielen und trocknen es rasch an luftigem Ort.

Die desinfizierende Wirkung des Walnußlaubes ist schon sehr lange bekannt. Früher wurden Krankenzimmer nach dem Reinigen mit Wacholder, Weihrauch und Walnußblättern ausgeräuchert, bevor sie wieder belegt werden durften.

Mit einem Sud aus gekochten Walnußblättern reinigte man Wunden. Walnußblättertee trank man gegen Hautkrankheiten und Karbunkel. Eine Abkochung der fleischigen Walnußhüllen sollte gegen Milchüberschuß und bei Gicht und Rheuma helfen.

Die Hoffnung darauf mag den schmerzgeplagten Preußenkönig Friedrich II. veranlaßt haben, in den Gebieten seines Landes, in denen Wein gedeiht, das Pflanzen von Walnußbäumen anzuordnen.



Ausladende Krone: Der Walnußbaum spendet Schatten und schmackhafte Früchte. Foto: Roloff

Was uns nach vielhundertjähriger Erfahrung als wichtige Volksmedizin überliefert wurde, prüfte und übernahm die moderne Pharmazie. Das ätherische Öl, Bitter- und Gerbstoffe in Blättern und Fruchtfleisch von Juglans regia sind enthalten in Präparaten zur Blutreinigung, gegen Darmkatarrh und Hautkrankheiten, in magenstärkender und appetitanregender Arznei.

Schon Paracelsus schrieb in seiner Signaturlehre, daß Nußöl gut sei für die Kopfhaut und die Haare, und die Kosmetikindustrie bedient sich fleißig der Wirkstoffe dieses Baumes und seiner Früchte.

Ein Walnußbaum soll 400 bis 500 Jahre alt werden können. Alte Bäume erkennt man an der rissig gewordenen, weißschimmernden Rinde. Und weil das Holz des begehrten Baumes hart und elastisch, dazu hübsch gemasert ist, ist es gefragt für edle Möbel und Intarsien.

Seine glatte Oberfläche läßt sich leicht polieren. Zur Herstellung der Politur ist das Nußöl gut. Die alten Meister haben ihre leuchtenden Farben schon mit Nußöl angerührt.

Unter den 15 eßbare Früchte tragenden Arten der Familie Juglanda ceae gibt es inzwischen dank der Zuchterfolge weniger empfindliche, spätblühende Walnußbäume. Sie wachsen auch im Norden und tragen wohlschmeckende, aber kleine, schrumpelige Früchte.

Walnüsse enthalten 50 bis 60 Prozent Fett, Eiweiß, Kohlehydrate, Kalk und besonders reichlich Vitamin C. Sie sind also leider „Kalorienbomben“: 100 Gramm Walnüsse = 600 Kalorien! Das möchte man nicht wahrhaben, wenn zum kalten Braten eingelegte Walnüsse so gut schmecken, eine Torte hübsch mit Walnüssen verziert wird und köstliches Nougat, eine Kombination aus Schokolade, Walnüssen und Gewürzen, zum Naschen locken.

Um auf den Wert dieses Baumes aufmerksam zu machen, wurde der Walnußbaum zum Baum des Jahres 2008 ausgerufen.

Lebwohl, altes Haus

Es hatte schon schönere Zeiten erlebt, das alte Haus in der Straße mit den hochgewachsenen Kastanien. Zwischen seinen Schwestern, die mit ihren schmucken Fassaden Staat machen wollten, sah es immer schon ein wenig wie Aschenputtel aus. Schon lange machte es wenig her in diesem Viertel, das zu den vornehmsten in der alten Hansestadt gehörte. Aber was hatte schon das Äußere zu sagen – auf die inneren Werte kam es schließlich an.

In den Häusern mit schöner Fassade lebten vornehme, so schien es, Menschen. Es waren junge Paare mit kleinen Kindern oder ebenso kleinen Hunden, die unermüdlich kläfften, wenn sie in den Garten gelassen wurden. In dem alten Haus aber war seit gut fünf Jahrzehnten buntes Leben. Dort gingen

Ein gemeinsames Ansinnen verbindet

Menschen ein und aus, die alle ein gemeinsames Ansinnen hatten. Die meisten von ihnen hatten ihre Heimat im Osten Hals über Kopf verlassen müssen, daran wollten sie erinnern. Es kamen alte Menschen in das Haus, die diese schreckliche Zeit noch erlebt hatten, aber auch junge, die helfen wollten, die Erinnerung wachzuhalten. Einige waren mit den Jahren selbst darüber alt geworden.

Es gab kaum Zeit, Trübsal zu blasen, denn es war ein meist munterer Haufen, der sich in dem alten Haus versammelt hatte. Und es gab Zeiten, da wußte man die Feste zu feiern, wie sie fielen. Ein zauberhafter Garten lud geradezu ein, dort im Sommer in froher Runde beisammen zu sitzen. Und manch illustrer Gast ließ es sich nicht nehmen, dabeizusein.

Nun aber war sie vorbei, die gemeinsame Zeit. Die Menschen verließen das alte Haus – für immer. Gewiß, nicht jeder hatte Tränen in den Augen, als es hieß, das Bündel zu schnüren und die neuen Büros aufzusuchen. Auf zu neuen Ufern! Das Knarren der Dielen, der zugegeben manchmal muffige Geruch, der Blick auf die blühenden Kastanien, der verwunschene Garten – all das wird fehlen, altes Haus, lebwohl! *SiS*

Ein Gästebuch

Emil Jannings in der Deutschen Kinemathek

Die Deutsche Kinemathek kann eine außergewöhnliche Neuerwerbung verzeichnen: das Gästebuch von Emil Jannings. Es erlaubt einen Blick auf den prominenten Freundeskreis des Schauspielers in den Jahren 1923 bis 1931 und ergänzt die bisherigen Sammlungen der Kinemathek zu Leben und Werk dieses Ausnahmekünstlers mit einem sehr persönlichen Dokument.

Emil Jannings' (1884–1950) Karriere führte über das Deutsche Theater in Berlin zum Film. Unter der Regie von Ernst Lubitsch wurde er 1919 mit dem Film „Madame Dubarry“ auch international bekannt. 1926 engagierte ihn die Paramount nach Hollywood. Seine Ankunft in den USA wurde zum Triumphzug.

Am legendären Hollywood Boulevard mietete er eine mondäne Villa und empfing Charles Chaplin, das Ehepaar Douglas Fairbanks, Pola Negri und Greta Garbo, aber auch Egon Erwin Kisch sowie Klaus und Erika Mann.

Viele von ihnen trugen sich in das Gästebuch ein, das Kurt Tucholsky Jannings noch in Berlin mit der Widmung geschenkt hatte: „Der guten Gussy (Jannings' Ehefrau) und dem lieben Ämil von Theobald Tiger“. In einem Geleitwort schrieb Tucholsky: „Gäste sind in aller Welt die gleichen / Kommen, essen, trinken, plaudern, gehen / und sind auch von hinten lieblich anzusehen.“

Emil Jannings erhielt den ersten »Oscar«

Die Krönung Jannings' Erfolgs in Amerika war der erste jemals an einen Schauspieler verliehene „Academy Award“ der neu gegründeten „Academy of Motion Pictures Arts and Sciences“ im Jahr 1929 – der „Oscar“. Die Statue befindet sich ebenfalls in den Sammlungen der Deutschen Kinemathek und ist Bestandteil der ständigen Ausstellung Film. *eb*

Museum für Film und Fernsehen im Filmhaus am Potsdamer Platz, Potsdamer Straße 2, 10785 Berlin, dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr, donnerstags bis 20 Uhr, Eintritt 6 / 4,50 Euro.

Export nach Übersee

Der Berliner Regisseur Ernst Lubitsch machte in Hollywood Karriere

Er gilt als Wegbereiter der sogenannten „Screwball“-Komödie. Seine Werke zeichnen sich durch ihre eindeutige Zweideutigkeit aus. Ernst Lubitsch inszenierte seine Gesellschaftskomödien frech, frivol und witzig. Doch wie kam der Berliner Regisseur zu diesem Ruhm? Ganz einfach, alles begann mit einer stillen Fahrt nach Amerika. Es war der amerikanische Stummfilmstar Mary Pickford, der den Deutschen an einem kalten Wintertag im Dezember 1922 nach Hollywood lockte.

In seiner Heimat war er bereits ein Star, nun sollte auch Hollywood Ernst Lubitschs Künste kennenlernen. Damals ahnte noch niemand, daß der Regisseur zumindest arbeitstechnisch Deutschland den Rücken kehren würde, und das, obwohl die erste Zusammenarbeit mit Pickford alles andere als zufriedenstellend verlief. Nachdem er sich mit monumentalen Kostümfilmen einen Namen gemacht hatte, wollte Madame Pickford nun einen Regisseur für ihren neuen Film „Rosita“. Lubitsch sollte es sein, der als Sohn eines jüdischen Damenschneiders in Berlin der Jahrhundertwende aufgewachsen war. Später pflegte er zu sagen, schon mit sechs Jahren gewußt zu haben, daß es nur einen Beruf für ihn gäbe. Bereits in frühen Schulaufführungen war sein Talent sichtbar geworden. Viel später sollte es ihn dann zum Film verschlagen.

Nach der Lehre in einem Stoffgeschäft arbeitete Lubitsch zunächst als Buchhalter und wurde schließlich im Geschäft seines Vaters tätig. Diese Ausbildung kam ihm bei späteren opulenten Kostüm- und Ausstattungsdramen wie „Carmen“ und „Madame Dubarry“ zugute. Doch zuvor sollte er noch Max Reinhardt kennenlernen. Der Intendant des Deutschen Schauspielhauses setzte den talentierten Schauspielschüler als Statist und Kleindarsteller in zahlreichen Kabaretts, Shows und Theaterstücken ein. Lubitsch fand sein komisches Rollenrepertoire alles andere als befriedigend. So beschloß er, sich seine Rollen selbst zu schreiben und Regie zu führen. Erstmals wurden die Innovationen und die Kunst in Lubitschs Regiekunst deutlich. Mit den international erfolgreichen Kostümdramen etablierte er sich endgültig als wichtigster Regisseur der Ufa. In Amerika schien die Zusammenarbeit zwischen Lubitsch und Pickford vorbei zu sein, ehe sie begonnen hatte. Nach nur einem Film trennte sich der Regisseur von der Schauspielerin und heuerte bei Warner Bros. an.

Nach Ablauf des Vierjahresvertrages wechselte er zu Paramount. Schnell eroberte sich Lubitsch einen Platz in den Herzen der amerikanischen Fans. Diese nannten seine Filmchen leger „sex comedies“. Im sittenstrengen Amerika ließ der Regisseur der Phantasie des Publikums freien Lauf. Er beschränkte sich lediglich auf die Darstellung des Notwendigsten, um der allzu strengen Zensur zu entgehen. Auf diese Weise fügte er Doppeldeutigkeiten und Frivolitäten ein, ohne ins Vulgäre abzugleiten. Diese neue Art der Darstellungsform hielt als „Lubitsch-Touch“ Einzug in die Filmgeschichte.

... und dann kam der Tonfilm. Im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen schaffte der Berliner Regisseur den Übergang vom Stumm- zum Tonfilm problemlos. Furchtlos experimentierte er mit den neuen Techniken wie der Einbeziehung von Musik, Geräuschen und Dialogen. So entstand, drei Jahre bevor ihm das NS-Regime seine deutsche Staatsbürgerschaft entzog, mit „Trouble in Paradise“ im Jahr 1932 ein Klassiker der Filmkomödie. Kurze Ausflüge ins ernste Fach und auch Kriegsdramen waren wenig erfolgreich, weshalb sich der etablierte Regisseur vollkommen aufs komödiantische Fach konzentrierte.

Zwei weitere Lubitsch-Werke sollten Filmgeschichte schreiben. Zum einen die Polit-Satire „Ninotchka“ mit Greta Garbo in der Hauptrolle. Umstrittener und heiß diskutiert wird bis heute „Sein oder Nichtsein“. Als Parodie auf die Nationalsozialisten gedacht, wird das Werk wegen seiner angeblich verharmlosenden Darstellung der SS kritisiert.

25 Jahre nach seiner Ankunft in den USA erlitt Ernst Lubitsch einen Herzinfarkt. Er starb am 30. November 1947 in seiner neuen Heimat Los Angeles. Zwei seiner Werke mußten von Otto Preminger vollendet werden. Heute erinnern nicht nur seine Filme an ihn. Neben dem Ernst-Lubitsch-Preis zeugt auch ein Stern auf dem Walk of Fame in Hollywood von dem großen Werk, das der deutsche Regie-Export in Amerika geschaffen hat. *A. Niederfriniger*

Die Ehe als Pflicht für alle

Bereits in der Antike gab es Gesetze zum Schutz der Familie / Das bleibt in der Familie (Folge 12)

Von KLAUS J. GROTH

Gemessen an den vielen guten Worten, die zum Jahreswechsel für die Familie gefunden wurden, ist sie entweder in allerhöchster Gefahr – sonst müßten nicht so viele Wohlmeinende sich ihrer annehmen - oder aber, es steht gar nicht so schlecht um sie – weil sich so viele für ihren Schutz einsetzen. Die Familie fehlte bei diesem Jahreswechsel in keiner Neujahrsansprache. Die Kanzlerin gedachte ihrer, die evangelischen Bischöfe setzten sich für sie ein, und für Papst Benedikt XVI. war die Familie zentraler Punkt seiner Predigt. Er bezeichnete die Familie als „Hauptagentur für den Frieden“ auf der Welt. Die auf der Ehe zwischen Mann und Frau gegründete Familie nannte er „Wiege des Lebens und der Liebe und die erste und unersetzbare Erzieherin zum Frieden“.

Das klingt doch deutlich anders, als das flapsige „Gedöns“, mit dem noch 1998 der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder Frauenpolitik (und damit auch Familienpolitik) abtat. Nicht irgendwo am Stammtisch, sondern anläßlich der Vereidigung des Bundeskabinetts. Da ist eine sorgfältige Wortwahl im allgemeinen angebracht. Allerdings hat sich dann die Familienpolitik bereits in der Regierungszeit Schröders vom „Gedöns“ zur Chefsache entwickelt. Sie wurde zur „strategischen Aufgabe ersten Ranges“. Denn, so Schröder, „die wirtschaftliche Kraft des Landes, die Sicherheit der Altersvorsorge und die Lebensfähigkeit aller Regionen liegt in unseren Kindern“. Damit war aus dem „Gedöns“ Familienpolitik ein „hartes“ Wirtschaftsthema geworden.

Die Familie als Wirtschaftsfaktor, um den sich der Staat Sorgen machen muß – das ist freilich ein vollkommen anderer Ansatz, als der, den der Papst meinte, als er sagte: „Die auf die Ehe zwischen einem Mann und einer Frau gegründete natürliche Familie ist die natürliche Grundeinheit der Gesellschaft und hat Anspruch auf Schutz durch Gesellschaft und Staat.“

Nun muß man nicht die Sorge um die Familie bemühen, um zu erkennen, daß zwischen Gerhard Schröder und Benedikt XVI. Welten liegen. In einem aber stimmen beide überein: Wenn sie von und über die Familie sprechen, dann meinen sie Familie und Partnerschaft, so wie sie sich heute darstellen. Aber: Die Familie, das Fundament der Gesellschaft, ist so fundamental nicht. Das Familienbild ist nicht unverrückbar. Es hat im Laufe der Zeit deutliche Wandlungen durchgemacht. Allerdings vollzogen sich die Veränderungen nicht so rasch bis hektisch, wie das heute der Fall ist.

Die Liebesbeziehung zwischen Mann und Frau, nicht erst seit Romeo und Julia romantisch verklärt, sie war in der Antike als Voraussetzung für eine Ehe und eine Familie vollkommen bedeutungslos. Familie, das war in erster Linie eine soziale Angelegenheit – und darüber entschied die soziale Gemeinschaft. Die Familien, die durch eine Heirat miteinander verbunden werden sollten, bestimmten, wer wen zu ehelichen hatte.

Im klassischen Griechenland galt die Ehe bereits als das Fundament der gesellschaftlichen Ordnung. Somit wurde sie zum staatspolitischen Faktor. Wer als Mann etwas gelten wollte, der mußte verheiratet sein. Im Athen des Perikles war die Ehe Voraussetzung für einen Mann, der ein öffentliches Amt bekleiden wollte. Selbst in Sparta, wo die Knabenliebe bekanntermaßen in hohem Ansehen stand und die Dichter inspirierte, war ein Mann erst ein Mann, wenn er geheiratet und Kinder gezeugt hatte. War diese Voraussetzung erfüllt, dann war das auch mit der Knabenliebe in Ordnung.

Ehe und Familiengründung wurden in der griechischen Antike staatspolitisch so bedeutend, daß der als Gesetzgeber gerühmte Solon überlegte, ob es nicht sinnvoll sei, ein Gesetz über die Erfüllung der Pflicht zur Ehe zu erlassen. Die Ehe zu arrangieren, war Sache des Vaters. Von praktischen und nützlichen Erwägungen geleitet, wählte er die Familie aus, mit der ihm eine Verbindung vorteilhaft erschien. War alles geklärt und abgemacht, wurde ein Vertrag aufgesetzt, der vor Zeugen unterzeichnet wurde.

Nun verbanden die zwischen den Vätern beschlossenen Ehen keineswegs unmündige Jugendliche. Im Regelfall war der Bräutigam Ende 20, die Braut knapp unter 20. Wichtigste Aufgabe der Frau war es, Kinder zur Welt zu bringen. Sie blieb ans Haus gebunden. Das öffentliche Leben wurde von den Männern bestimmt.

Jeder Ehemann hatte grundsätzlich nur eine Ehefrau. Das bedeutete jedoch nicht, daß er nur eine Frau hatte. Die aus praktischen Erwägungen geehelichte Frau war nicht unbedingt auch die Frau für die vergnüglichen Stunden. Dafür hatte „Mann“ die Prostituierten oder Konkubinen. Und wem das noch nicht genügte, der pflegte erotische Beziehungen zu jungen Männern.

So gesehen, bestand aus Sicht der Männer wenig Anlaß zu einer Scheidung. Und obgleich die Gesetze den Männern die Trennung leichter machte als den Frauen, wurde davon nur selten Gebrauch gemacht. Gründe waren entweder Untreue der Frau oder Unfruchtbarkeit. Allerdings hatte die Frau im Falle einer Trennung das Recht, ihre Mitgift mitzunehmen. Und das wirkte sich ziemlich dämpfend auf die Scheidungsrate aus.

Im antiken Rom wurden die Ehegesetze fortlaufend verfeinert. Das ging einher mit einer Stärkung der Position der Frau und Ehefrau. In der römischen Frühzeit verfügte der Mann allein über sämtliche Rechte, auch an Leib und Leben seiner Frau und seiner Kinder. In der Kaiserzeit hingegen war nahezu eine rechtliche Gleichstellung zwischen den Eheleuten erreicht.

Die Ehe – und auch die Scheidung – waren im alten Rom absolut private Angelegenheiten. Der Staat mischte sich nicht ein, und die Priester taten es auch nicht.

Als zur Zeit des Kaisers Augustus die Zahl der Eheschließungen und der Geburten dramatisch zurückgingen, wurde ein Gesetz zur Ehepflicht erlassen. Für Ledige waren spürbare Strafen vorgesehen.

Während im alten Rom die rechtliche Stellung der Ehefrau deutlich gestärkt wurde, änderte sich in der moralischen Wertung wenig. Der Gang ins Freudenhaus blieb ebenso gesellschaftsfähig wie die Beziehung zu einer Konkubine.

In der nächsten Folge lesen Sie: Germanischer Brauthandel / Abschied von der Scheidung – Minnesang und Wirklichkeit



Hochpolitisch: Die Ehe als Eckpfleiler der Gesellschaft Foto: colourbox

Familienmenschen

Solon (* etwa um 640 v. Chr. in Athen, † vermutlich um 560 v. Chr.) stammte aus einer der hoch angesehenen Familien Athens. Zu seinen Vorfahren zählte der letzte König der Stadt. Mit dem Namen Solons verbinden sich grundlegende sozialpolitische Reformen. In diesem Zusammenhang entstanden auch seine Überlegungen, die Ehe als grundsätzliche Pflicht in einem Gesetz festzuschreiben. 594 v. Chr. in Athen zum höchsten Staatsbeamten (Archont) gewählt, entwickelte Solon für den Stadtstaat eine neue Verfassung. Das Ziel seiner Reformen war es, die soziale Kluft zwischen dem vermögenden Adel und dem Volk zu verringern. Gleichzeitig sollten Standesvorrechte beschnitten und Beamtenwillkür verhindert werden. Die Leistung jedes einzelnen sollte darüber entscheiden, welchen Einfluß und welches Ansehen er in dem Staat hatte. Geburt, soziale Herkunft oder Erbe einer reichen Familie wurden somit nachrangig. Entscheidend für das Mitspracherecht wurde das selbst erwirtschaftete Eigentum. Um die verarmten Bauern aus der Schuldknechtschaft zu befreien, verfügte Solon die Entfernung der Hypothekensteine von den Äckern der verschuldeten Landbevölkerung. Die Schuldknechtschaft, in die sich die Bauern selbst verkauft hatten, wurde verboten. Gleichzeitig wurden Bauern aus der Schuldknechtschaft herausgekauft. Um das Andenken an Solon zu bewahren, gab man ihm nach seinem Tod diesen Sinnspruch mit auf den letzten Weg: „Nichts im Übermaß“.

Augustus (* 23. September 63 v. Chr. in Rom; † 19. August 14 n. Chr. in Nola bei Neapel) herrschte als erster römischer Kaiser. Die anhaltende Friedensperiode während seiner Regentschaft versetzte ihn in die Lage, sich auch um Fragen des partnerschaftlichen Zusammenlebens zu kümmern. Seine Regentschaft brachte eine Rückbesinnung auf althergebrachte Sitte und Moral. Im Jahr 19 v. Chr. ließ sich Augustus vom Senat die Sittenaufsicht (cura morum) übertragen. Er verschärfte die Strafvorschriften für Ehebruch und führte die allgemeine Pflicht zur Ehe ein. Während der Zeit seines Aufstiegs, - Augustus war Großneffe und Haupterbe des Gaius Julius Caesar und gewann die Machtkämpfe nach dessen Ermordung – hatte er nicht gerade als Tugendbold gegolten. Aber nachdem er an der Macht war, erkannte er die Wirksamkeit traditioneller Werte für Frieden und Ordnung. Auf diese moralischen Ansprüche setzte er, um einer Verwahrlosung der Sitten nach den Machtkämpfen um die Herrschaft Einhalt zu gebieten. Um diese Prinzipien durchzusetzen, machte er auch vor der eigenen Familie nicht Halt. Seine Tochter Julia ließ er wegen Ehebruchs anklagen und auf die kleine Insel Pandateria verbannen. Besonders stolz machte es Augustus, als ihm der Senat den Titel pater patriae („Vater des Vaterlandes“) verlieh. Mit dieser Würdigung wurde deutlich, daß der Herrscher gegenüber jedem Angehörigen des Reiches die gleiche Autorität besaß wie jedes römische Familienoberhaupt (pater familias) gegenüber den Seinen – die absolute.

Bill Clinton (* 19. August 1946 in Hope, Arkansas als William Jefferson Blythe III.) hätte in der Antike möglicherweise weniger Ärger gehabt, nachdem seine Affäre mit Monica Lewinsky aufgeflogen war. Eine Konkubine für das Vergnügen, eine Ehefrau für die häuslichen Angelegenheiten, das gehörte durchaus zum guten Ton im klassischen Griechenland und im alten Rom. Nicht aber in Washington. Ein amerikanischer Präsident darf eben doch nicht alles, was ein römischer Kaiser durfte. Dennoch bleibt festzuhalten: Bill Clintons Präsidentschaft dauerte von 1993 bis 2001. Er war der 42. Präsident der Vereinigten Staaten. Und er strauchelte zwar, aber er fiel nicht über die Lewinsky-Affäre. Seine sexuellen Eskapaden, zu denen er sich mit der Praktikantin Monica Lewinsky ins Oval Office des Weißen Hauses zurückzog, brachte ihm zwar ein Amtsenthebungsverfahren ein, aber das scheiterte. Immerhin war Clinton erst der zweite Präsident der USA (nach Andrew Johnson 1868), gegen den ein Amtsenthebungsverfahren geführt wurde. Das Verfahren wurde übrigens nicht wegen der Seitensprünge angestrengt. Clinton hatte, wie die meisten ertappten Sünder, anfangs alles abgestritten und geleugnet. Eine solche Falschaussage unter Eid war Anlaß für das Verfahren gegen den Präsidenten. Als dann doch alles rausgekommen war, kritisierte Clinton Gesellschaft und Politik und bezichtigte sie der Heuchelei.

MELDUNGEN

Geistlicher Aufbruch

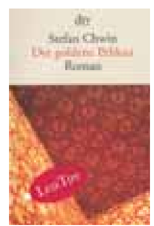
Greifswald – Das Zentrum des weltweiten Christentums hat sich in den vergangenen Jahren deutlich vom sogenannten christlichen Abendland in südliche Länder verschoben. Darauf hat der an der US-amerikanischen Yale-Universität lehrende Historiker Prof. Lamin Sanneh während eines internationalen Symposiums zum Thema „Kirche in der Postmoderne“ in Greifswald hingewiesen. Besonders in Afrika, aber auch in Asien und Lateinamerika habe es in den letzten Jahren und Jahrzehnten zahlreiche geistliche Aufbrüche gegeben. Durch Migranten aus diesen Teilen der Welt kehre der christliche Glaube wieder zurück nach Europa und Nordamerika. Teilweise kämen schon Missionare aus Afrika oder Asien ins vormals „christliche Abendland“, so Sanneh. *idea*

Ehen halten länger

Freiburg – Trotz hoher Scheidungszahlen waren Ehen mit demselben Partner noch nie so dauerhaft wie heute. Zu diesem überraschenden Ergebnis kommt der Theologe und Eheseelsorger Christoph Gellner (Luzern), Autor des Buches „Paar- und Familienwelten im Wandel“. Während um 1900 Ehen durchschnittlich 17 bis 18 Jahre gedauert hätten, seien es heute aufgrund der höheren Lebenserwartung 40 Jahre, sagte Gellner der Nachrichtenagentur kipa (Freiburg / Schweiz). Die Lebensphase von Eltern nach dem Auszug der Kinder nehme fast so viel Zeit ein wie die Familienphase. Der neue Lebensabschnitt sei mit der Herausforderung verbunden, sich als Paar neu zu finden. Nicht von ungefähr entfielen deshalb 30 Prozent aller Scheidungen auf diese Lebensphase. Das vermehrte Scheitern von Ehen liegt laut Gellner daran, daß die Anforderungen gestiegen seien, das Leben zu zweit zu meistern: „Jeder ist zunehmend sein eigener Lebensdesigner. In der Paarbeziehung seien dagegen Verlässlichkeit, Gleichheit und Harmonie gefragt. Das erfordere von den Ehepartnern mehr Zeit für die Kommunikation und die Bereitschaft, das Miteinander als „heilsame Beziehung“ zu gestalten. *idea*

Beck gegen Homo-Seminar

Berlin / Marburg – Nach harscher Kritik des Bundestagsabgeordneten Volker Beck (Bündnis 90 / Die Grünen) ist eine Vortragsveranstaltung des Jugendkongresses Christival zur Homosexualität abgesagt worden. Der Erste Parlamentarische Geschäftsführer seiner Fraktion und bekennende Homosexuelle hatte Bundesfamilienministerin Ursula von der Leyen (CDU) am 8. Januar aufgefordert, entweder die Absage des „Homosexuellenheilungsseminars“ durchzusetzen oder aber ihre Schirmherrschaft für den Kongress zurückzugeben. DerGrünen - Politiker wirft dem Treffen, das vom 30. April bis 4. Mai dieses Jahres in Bremen stattfindet, vor, „gefährliche Psychokurse und minderheitenfeindliche Angebote“ zu machen. Seine Kritik richtet sich gegen das Seminar „Homosexualität verstehen – Chance zur Veränderung“, das von zwei Mitarbeitern des Deutschen Instituts für Jugend und Gesellschaft angeboten werden sollte. *idea*



Folgen der Schuld

Selbstmord zerstört Karriere

In dem Roman „Der goldene Pelikan“ erzählt der polnische Schriftsteller Stefan Chwin die Geschichte des Danziger Juraprofessors Jakub. Diese Geschichte handelt jedoch nicht von der Liebe, sondern von dem Leiden, von den Auswirkungen, die Schuldgefühle und Selbstzweifel in der Psyche eines Menschen zur Folge haben, wie sie einen Menschen gar zerstören können.

Jakub, der gelehrte, selbstdisziplinierte Juraprofessor, der sich in seinem Leben stets an die Regeln gehalten hat, begeht eines Tages einen für ihn folgenschweren Fehler. Nach einer Examensprüfung behauptet eine junge Studentin, von ihm eine falsche Benotung bekommen zu haben, wodurch sie nun durchs Examen gefallen sei. Unwirsch und in Eile kanzelt Jakub das Mädchen ab. Selbst die Bitte eines Kollegen, noch einmal einen Blick in seine Unterlagen zu werfen, lehnt Jakub rigoros ab.

Schon bald hat der Juraprofessor die hübsche, verzweifelte Studentin vergessen, und erst zu Beginn des Wintersemesters wird er plötzlich wieder an die angebliche Fehlbenotung erinnert.

„Eine Woche später, am Dienstag, ging er müde und etwas zerstreut in das Café der juristischen Fakultät hinunter, setzte sich ans Fenster, sog mit einem Strohhalm an seinem Orangensaft und blätterte ohne Eile die Morgenzeitungen durch ... Am Nachbartisch saßen ein paar Leute ... als die Musik etwas leiser wurde, drangen ein paar Worte an sein Ohr, die sich plötzlich zu verständlichen, wenn auch abgerissenen Sätzen fügten: ... die Kandidatin bat darum, daß man prüft, ob kein Irrtum vorlag. Sie war überzeugt, daß es ein Mißverständnis war ... Aber sie haben sie einfach weggeschickt ... Ein paar Tage später hat sie sich das Leben genommen.“

Dieser letzte Satz löst in Jakub einen wahren Sturm an Gefühlen aus. Wirre Gedanken drängen sich ihm auf, die Befürchtung, aufgrund seiner Selbstgerechtigkeit und Selbstherrlichkeit eine junge Frau in den Tod getrieben zu haben, treibt den sonst so nüchternen und rationalen Mann in seiner Rastlosigkeit vom Psychiater zum Pastor. Absolution für seine Seele findet er bei beiden nicht.

Sein Leben beginnt ihm langsam, aber stetig aus den Händen zu gleiten. Entnervt und enttäuscht verläßt ihn seine Frau nach etlichen Jahren zufriedenen Ehelebens.

Der ehemals so akkurate und penible Professor verwahrlost zusehends und findet sich irgendwann als verwahrloster Obdachloser, gleichgültig und willenlos auf der Straße wieder.

Erst einer selbst vom Schicksal arg mitgenommenen jungen Frau gelingt es, Jakub aus seinem Sumpf an Selbstzweifeln und Schuldgefühlen zu befreien und den letzten Funken (Über-)Lebenswillen wieder neu zu entfachen.

Ein faszinierend und zugleich etwas beklemmend wirkender Roman über die Macht der menschlichen Psyche und deren Auswirkungen auf unser tägliches Leben und Handeln. *A. Ney*

***Stefan Chwin: „Der goldene Pelikan“**, München 2008, 299 Seiten, 9,50 Euro, Best.-Nr.* 6509



Die Frau des Terroristen

Magdalena Kopp berichtet über ihre Jahre im Untergrund mit »Carlos«

Als die Schädlinge im Garten nicht sofort auf das Pflanzengift reagierten, kippte er die ganze Packung drüber. Tags darauf fraß allerdings der Familien-Schäferhund die Erde und starb daran, und er fuhr mit dem Tierkadaver in die Wüste und verbrannte ihn dort – an dieser Stelle verbrannte er wenige Wochen später auch seinen ehemaligen Freund und Vertrauten Gerd Albartus, allerdings erst, nachdem er ihn vorher gefoltert und mit einem Kopfschuß ermordet hatte. Illich Ramirez Sanchez, besser bekannt unter dem einstigen Decknamen Carlos, versetzte nicht nur sein Umfeld, sondern die ganze Welt in Angst und Schrecken. Mit diesem Mann, der inzwischen in Haft sitzt, lebte Magdalena Kopp lange Jahre zusammen, ihn heiratete sie und mit ihm hat sie eine Tochter. In „Die Terrorjahre – Mein Leben an der Seite von Carlos“ erzählt sie, wie es dazu kam, daß sie im Auftrag dieses Mannes morden wollte, kurz vor der Umsetzung jedoch verhaftet wurde. Doch kaum aus der Haft entlassen, kehrte sie zu dem Mann zurück, der sich in den Jahren ihrer Haft kaum bei ihr gemeldet hatte.

Schon auf den ersten Seiten redet sich die Autorin damit aus ihrer Verantwortung heraus, indem sie ihre „schlechte“ Kindheit schildert. Da ihre Eltern tagein, tagaus in der eigenen Gastwirtschaft arbeiteten, hatten sie kaum Zeit für ihre Töchter, die von den überarbeiteten Eltern nie Zuneigung und Liebe erfuhren, so die 1948 in Ulm Geborene. Der Wunsch, die weltweite Armut zu beenden, trieb die junge Fotografin Magdalena auch in gewisse Kreise. Mit ihrem ersten Freund Michel arbeitet sie beim Verlag Roter Stern, wo ihr Fotografinnen-Wissen erstmals dafür verwendet wird, um Ausweise zu fälschen. Michel und sie bekommen eine Tochter, doch je linksradikaler der gemeinsame Freundeskreis wird, desto mehr distanziert sich Michel. Da Magdalena inzwischen immer intensiver bei dem Verlag und der Organisation Revolutionäre Zelle involviert ist, trennen sich ihre Wege, und Michel übernimmt das Sorgerecht für Anna. Der Mitbegründer der Revolutionären Zelle, Johannes Weinrich, wird neuer Lebensgefährte der Autorin. Ihm folgt sie vor allem auf seinen Reisen in den kommunistischen Ostblock, wo er Unterstützer kontaktiert. So lernt Magdalena auch Carlos kennen, den sie zwar unsympathisch findet, als er aber mit ihr schläft, wagen weder Johannes noch sie, Widerspruch anzumelden, und von nun an ist sie die seine. So schildert jedenfalls die Autorin die Ereignisse. Obwohl angeblich für Gleichberechtigung, läßt sie sich von dem gebürtigen Südamerikaner vereinnahmen und hinterfragt nie etwas, was er tut.

Unglaube überfällt den Leser immer wieder, wenn er liest, wie die Autorin sich hat behandeln lassen. Außerdem: Kann man wirklich so naiv sein und so lange nicht bemerken, daß man mit einem brutalen Mörder zusammenlebt? Zudem beschreibt die Deutsche den Terroristen auch als Großmaul, der überall sich mit seinen Heldentaten brüstet, die keineswegs der Sache einer Weltrevolution, sondern vor allem seinem eigenen Ego dienen. Auch daß die meisten seiner Pläne unkoordiniert sind und häufig in einem Desaster enden, berichtet die Zeitzeugin.

Immer wieder bleibt dem Leser die Luft weg, weil er das, was er liest, nicht glauben kann. Wieso haben so viele Staaten diesen Mann hofiert? Wer gab ihm das ganze Geld? Viele Fragen beantwortet die Autorin, doch nachvollziehen kann der Leser die Denke der damaligen Protagonisten kaum. *R. Bellano*

***Magdalena Kopp: „Die Terrorjahre – Mein Leben an der Seite von Carlos“**, DVA, München 2007, geb., 318 Seiten, 19,95 Euro, Best.-Nr. 6510*



Porträt der Gegensätze

Helmut Kuhn schreibt über Arme und Reiche in Deutschland

Der Journalist Helmut Kuhn hat sich eines gesellschaftlich relevanten Themas angenommen und auf seine Weise versucht, es einem breiten Publikum schmackhaft zu machen. „Arm – Reich – und dazwischen nichts?“, so der Titel des Buches, das nur Altbekanntes wiederkäut. In den ersten Kapiteln werden vor allem Zahlen präsentiert, die aufzeigen, daß sich die Schere zwischen Arm und Reich in Deutschland immer weiter öffnet. Mit reportageartigen Einsprengseln belebt der Autor das Zahlenwerk. In „Kaiser, König, Bettelmann“ beschreibt er jene Menschen, die in Parks nach Pfandflaschen suchen. Zwischendurch berichtet er von „Aldi-Armut“ und der Sehnsucht vieler Menschen, durch Casting-Shows ins große Rampenlicht zu kommen.

Doch berühmt ist nicht gleich reich, und daher widmet sich der Autor ausführlich den Reichen in unserem Lande. Sehr schön gelungen ist ihm die Reportage „Von Kaisern und Königen“, in der er immer wieder auf das Alltagsleben dieses Personenkreises auf Sylt eingeht. Die kleinen Anekdoten, die von exzentrischen Butlern über Champagner zum Frühstück reichen, entfalten ihre ganze Durchschlagskraft allerdings erst, nachdem der Leser sich bis zum Thema Kinderarmut durchgearbeitet hat. In „Die Kinder der Arche“ schildert Helmut Kuhn das Leben vieler Unterschichtskinder in Berlin. Diese Kinder wachsen in einem Umfeld der völligen Gleichgültigkeit auf. „Es scheint wie vor mehr als 100 Jahren: Man erkennt die Armen wieder an den Zähnen. ‚Es ist schon paradox. Denn die Ärmsten würden ja den besten Zahnersatz völlig umsonst bekommen. Eigentlich ist das ungerecht. Denn Patienten, die zwar arbeiten, aber wenig verdienen, müssen viel Geld zuzahlen und können sich gute Zähne oft nicht leisten. Und die Ärmsten haben Lücken über Lücken, aber es interessiert sie nicht.‘“ Wenn von Kindern berichtet wird, die zur Arche kommen und dort erstmals selbstgekochtes Essen bekommen, dabei vor Dreck und Läusen starren, da ihre Eltern im Alkoholrausch keine Zeit für sie haben, dann läuft einem eine Gänsehaut über den Körper. Allerdings ist das auch ein Kritikpunkt, denn Helmut Kuhn setzt offenbar bewußt auf diese Effekte, denn auch wenn alles, was er schreibt, der Wahrheit entspricht, so blendet er doch aus, daß es in Deutschland durchaus noch eine breite Mittelschicht gibt. Zudem übernimmt er die Aussagen seiner Gesprächspartner zu kritiklos. *Bel*

***Helmut Kuhn: „Arm – Reich – und dazwischen nichts?“**, Lübbe, Bergisch Gladbach 2007, geb., 256 Seiten, 19,95 Euro, Best.-Nr. 6511*



Voller Schrunden

Ermländerin berichtet über Flucht und Vertreibung

„... er ist das Einzige, was aus einer anderen Zeit übrig geblieben ist. Er ist Heimat, Kindheit, liebenswerte Erinnerung. Ich hüte ihn wie eine kostbare Reliquie. Er hat Schrammen und Schrunden. Viele Hände haben bei ihrer Arbeit Spuren auf ihm hinterlassen.“ Die Rede ist von einem „alten Stopfpilz“ – so auch der Titel des Buches –, der schon der Großmutter der Autorin Irene Maria Marchewa gehörte.

1929 mit dem Mädchennamen Schlegel in der ostpreußischen Kreisstadt Rößel auf die Welt gekommen, erlebt die katholische Ermländerin relativ friedliche Kinderjahre. Nach der Volksschule arbeitet sie in einem Lebensmittelgeschäft, in dem sie die Rationierung durch den Krieg jeden Tag vor Augen hat. Als die Rote Armee sich ihrer Heimat nähert, entscheiden sich ihre Mutter und Tanten jedoch gegen eine Flucht, schließlich seien die Russen ja auch im Ersten Weltkrieg in Ostpreußen gewesen, und alles sei relativ glimpflich abgelaufen. Welche Folgen das vor allem für die 16jährige Irene und ihre teilweise auch deutlich jüngeren Cousinen hat, ahnen die Frauen nicht. Schon gleich in den ersten Tagen des Einmarsches der Sowjet-Soldaten müssen sie nicht nur selber den Russen zu Willen sein, sondern sie müssen auch mit ansehen, wie ihre Töchter immer und immer wieder vergewaltigt werden.

Erst heute, über 60 Jahre nach den damaligen Ereignissen, kann die Autorin über das Erlebte schreiben. Häufig deutet sie nur an, doch das reicht schon, um das unermeßliche Leid, das die Frauen neben Hunger und Krankheit erleiden, durchmachen müssen, zu erahnen. Warum sie trotz zahlreicher Selbstmordgedanken ihrem Leben doch kein Ende setzen, erklärt sich aus der Gemeinschaft des Leidens, die ihnen Halt gibt. Auch wenn rings um die Familie herum Menschen ermordet werden, die Familie Schlegel bleibt lange Zeit ohne Tote. Ihre Großmutter rettet sogar ungestraft eine neunjährige Cousine vor Vergewaltigung. Doch dann kommt der Typhus ...

Die junge Frau jedoch überlebt selbst die Zeit des Arbeitslagers relativ unbeschadet. Wieder bei ihrer Familien, muß sie mit ansehen, wie ihre Heimat von Polen in Besitz genommen wird.

Gegen den Wunsch der Mutter entscheiden sich die Kinder im November 1945 für das Verlassen des Ermlandes. „Auch meine Großmutter, mit ihrer Schwiegertochter und den drei Kindern, waren dabei. Die kleine Eleonore war damals sechs Jahre alt, den Transport überlebte sie noch. Als sie Berlin erreichten, kam sie gleich ins Krankenhaus, dort ist sie nach kurzer Zeit an den Folgen der Unterernährung und den ausgestandenen Strapazen verstorben.“

Selbst als die Familie in Mecklenburg-Vorpommern eine neue Bleibe gefunden hat und der Vater aus Kriegsgefangenschaft heimgekehrt ist, sind sie für die Einheimischen nur verlaustes Pack. Außerdem gibt es Spannungen in der Familie. Die sechsjährige Renate sieht nicht ein, warum sie sich ihre Mutter mit dem fremden Mann, der ihr Vater ist, teilen soll.

Auch wenn Irene Maria Marchewa keine gewandte Autorin ist, ihre aus dem Herzen kommenden Schilderungen berühren. Da sie viele Erinnerungen und Eindrücke beschreibt, und so die Vergangenheit lebendig werden läßt, ist ihr Buch auch einem breiten Leserkreis zu empfehlen. *Bel*

***Irene Maria Marchewa: „Der alte Stopfpilz – Von Ostpreußen nach Mecklenburg“**, Edition Altstadt, Rostock, broschiert, 370 Seiten, 19,80 Euro, Best.-Nr. 6512*

In Etappen sterben

Roman aus der Sicht eines Alzheimerkranken

Das Thema Alzheimer ist von beständiger Aktualität. Neben medizinischen Ratgebern findet man mittlerweile etliche Erfahrungsberichte von Angehörigen Betroffener auf dem Büchermarkt. Sich dieser Problematik auf dem Gebiet der Belletristik anzunehmen ist allerdings ungewöhnlich und stellt eine Herausforderung dar, nicht nur für den Autor, sondern auch für die Leser.

In ihrem Roman „Niemandsland“ hat die dänische Schriftstellerin Kirsten Thorup mit großer Ausdruckskraft das Lebensbild eines Mannes aus einfachen Verhältnissen entworfen, der im Alter das Auseinanderfallen der eigenen Identität mehr oder weniger bewußt miterleben muß. Sohn und Schwiegertochter fühlen sich mit der Betreuung des an Alzheimer-Demenz erkrankten Vaters überfordert und haben ihn daher unter einem Vorwand in einem Heim untergebracht, das von der Ortsgemeinde verwaltet wird. Dort führt er seither ein fremdbestimmtes Leben.

Carl S., der sich an seinen Nachnamen nicht mehr erinnern kann, ist in seinem Innersten verunsichert. Seine Wesensart wird veränderlich, es packt ihn oft ein dumpfer Zorn, was er selbst als bedrückend empfindet. Die Pflegerinnen, denen ein hohes Maß an Geduld und Gleichmut im Umgang mit den Patienten abverlangt wird, sind die Helden im Hintergrund der Handlung. Eine von ihnen redet Carl an, seine gedankliche Reaktion: „Ich wußte nicht, wie das zu verstehen war. Das machte mich rasend“ ist möglicherweise ein Schlüsselsatz zum Verständnis der Krankheit mit ihren schwerwiegenden Folgen.

Kirsten Thorup schenkt den Lesern nichts, wenn sie die Kommunikationsversuche des Heimpersonals mit dem sich sträubenden Carl gleichsam dokumentarisch wiedergibt. Ohnmachtsgefühle entstehen auf beiden Seiten, davon bleibt auch die Tochter bei ihrem Besuch des Vaters nicht verschont, das geht in der Tat unter die Haut.

Carl trägt in seinem Innern eine ganze Welt von Erinnerungen mit sich herum, die an die Oberfläche drängen. Doch sie sind eingeschlossen, er kann sie nicht mehr in Worte fassen. Dies unternimmt die Autorin, beginnend mit der nicht minder berührenden Schilderung einer Jugend auf dem Land in der Zeit kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Dabei geht es unter anderem um die Ausbeutung armer Kinder als Arbeitssklaven, was keineswegs als Einzelfall aufzufassen ist, sondern als Teil eines langen und traurigen Kapitels der Sozialgeschichte, ein Resultat menschlicher Gleichgültigkeit und Kälte. Aber es gibt einen Ausgleich für das Elend, Auswege, die ein Kind selbst ersinnt, um sich dennoch Lebensfreude zu schaffen. Die Liebe eines Menschen zur Natur steht dabei im Vordergrund und der Trost, den die Schönheit der Natur immer bereithält. Nach und nach entwickelt sich das Buch zu einem packenden Familienroman, der auch gesellschaftliche Probleme der Gegenwart aufgreift.

Kirsten Thorup, die bisher Lyrik und Romane sowie Theaterstücke und Drehbücher verfaßt hat, ist mit „Niemandsland“ ein literarisches Werk gelungen, dessen Bildungswert hoch zu veranschlagen ist. Das Überraschende daran ist die leichte Lesbarkeit trotz der Schwere des Inhalts, das Besondere die künstlerische Umsetzung subtiler Beobachtungen menschlichen Verhaltens. Die Figuren des Romans überzeugen jederzeit. Hervorzuheben ist auch die ausgezeichnete Übertragung ins Deutsche von Angelika Gundlach. *Dagmar Jestrzemski*

***Kirsten Thorup: „Niemandsland“**, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2007, geb., 210 Seiten, 19,80 Euro, Best.-Nr. 6513*

OSTPREUSSEN- Die Heimat unvergessen!







Ostpreußen-Schlüsselband

Umlauftext: Ostpreußen-Die Heimat unvergessen!
Schlüssel-Umhängeband mit Haken und Clip zum leichten Lösen. Länge: 550 mm, Breite: 20 mm
Best.-Nr.: 6329, € 4,95

Arno Surminski
Das alte Ostpreußen

Es geschieht nicht alle Tage, dass verloren geglaubte Bilder plötzlich auftauchen und eine vergangene Welt mit ihren Denkmälern, Städten, Kirchen, Landschaften und Menschen zeigen. Dieses „Wunder“ ist der früheren Provinz Ostpreußen widerfahren. In den Archiven in Warschau und Allenstein fand man Fotos, die im Auftrag des Königsberger Denkmalamtes Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts angefertigt wurden. Da die Fotografen sich nicht streng an den Auftrag hielten, Kulturdenkmäler abzubilden, sondern auch spielende Kinder und Menschen bei ihrer Alltagsarbeit oder ihren Festen festhielten, entstand ein lebendiges Kaleidoskop jener Zeit. Die schönsten der über 6000 Fotos sind in diesem Band vereinigt. Der in Ostpreußen geborene Schriftsteller Arno Surminski hat dazu erklärende und verbindende Texte geschrieben.



Geb., 360 Seiten mit 306 Abb., Format 22,5 x 28 cm
Best.-Nr.: 6430, € 19,95

Hans-Joachim Zimmermann Hrsg.
So geschah es …
von Lisbeth Buddrus

Schwester Lisbeth Buddrus wurde am 08.09.1910 in Laugszagen/ Memelland geboren und verstarb am 22.10.1992 in Kiel, der Patenstadt von Tilsit. Bereits in den Jahren 1946/1947 dokumentierte sie in Sütterlinschrift ihre Erlebnisse im letzten Kriegsjahr in Tilsit und die anschließende Flucht bis zur Ausweisung in den Westen. Es war ein innerer Drang, der sie unmittelbar nach den Geschehnissen veranlasste, alles wahrheitsgetreu aufzuschreiben, um die erlebten Untaten verarbeiten zu können. So entstand ein zeitgeschichtliches Dokument, das lange der Öffentlichkeit verborgen blieb und lediglich als Schicksalsbericht in der Familie bewahrt bleiben sollte.
Nachdem wir immer wieder ausführlich über ihr „Erleben“ gesprochen hatten, übergab sie mir 1980 das Aufgeschriebene, das sie von Hand- in Maschinenschrift übertragen hatte. Ein Versprechen musste ich ihr allerdings geben: Es erst dann ausführlich zu lesen, wenn sie bereits bei Gott weilte!
Jetzt können Sie erstmals dieses Buch lesen, in dem eine Diakonieschwester, die zu der Erlebnisgeneration gehörte, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu Papier gebracht hat.
Geb., 214 Seiten
Best.-Nr.: 6399, € 14,50

Heimataufkleber und Anstecker

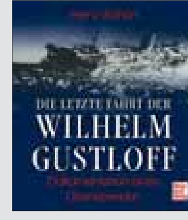


Format: 14,5 x 9,5 cm zum Einführungspreis statt € 2,45 je Aufkleber nur € 1,99

Je Anstecker nur € 2,95

Pommern, Schlesien, Ost- und Westpreußen Die Heimat unvergessen!





Neu Best.-Nr. 6472
Best.-Nr. 6473 Neu

Rundstempel
Durchmesser 30 mm
je Stück € 12,95

Karl Knoblauch
Dem Ende entgegen

Leutnant Karl Knoblauch, nach Stationen bei der Radfahrschwadron 195 der 95. Infanteriedivision im Frankreichfeldzug und als Beobachter in der 4.(F)/14 Fernaufklärerstaffel der Luftwaffe im Mittelabschnitt der Ostfront eingesetzt und bei einem Einsatz schwer verwundet, meldet sich nach seiner Genesung im Lazarett zum Fallschirm-Panzer-Korps Hermann Göring. Als Zugführer im Fallschirmpanzerfüsilierbataillon 2 eingesetzt erlebt der Autor die schweren Abwehrschlachten um Ostpreußen 1944/45. Die Schilderungen dieser grauenvollen Abwehrkämpfe gegen einen übermächtigen Gegner, das schreckliche Schicksal der Zivilbevölkerung während der Kämpfe und auf der Flucht zeigen das ganze Grauen des Krieges. Nach einem Gefecht mit Russen wiederum verwundet gelingt Karl Knoblauch im Frühjahr 1945 die Flucht über das auftauende Haff. Auf einem Fliegerhorst in Jagel bei Schleswig erlebt Karl Knoblauch die Kapitulation und das Ende des Krieges.



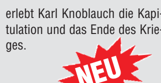
NEU

Geb., 221 Seiten mit Abb.
Best.-Nr.: 6498, € 14,95



Gerd Hardenberg
Reiseführer Ostpreußen
südlicher Teil Ostpreußens mit Westpreußen und Danzig
Kart., 312 Seiten
Best.-Nr.: 3080, € 14,95

Daniel Heintz
„Größte Zumutung…“
Vergehen gegen die historische Wahrheit
Über die angeblichen und tatsächlichen Verbrechen der Wehrmacht in Polen im September / Oktober 1939
Mit einem Vorw. vers. von Dr. Franz Uhle-Wettler
Kart., 112 Seiten
Best.-Nr.: 6441, € 12,90



Hans-Burkhard Sumowski
„Jetzt war ich ganz allein auf der Welt“

Ein Junge überlebt den Untergang Königsbergs.
Hans-Burkhard Sumowski schildert in seinen Erinnerungen seine erschütternden Erlebnisse am Ende des Zweiten Weltkriegs in Königsberg. Als achtjähriger Junge überlebt er als Einziger seiner Familie die sowjetische Invasion und gerät mit Hunderten anderer deutscher Kriegswaisen in einen wahren Albtraum, bestimmt von Hunger, Krankheiten, Gewalt und Tod.

Einen letzten schönen Sommer verbringt der achtjährige Burkhard mit seiner Mutter in Königsberg, bevor im Herbst 1944 die Vorbereitungen für den Endkampf beginnen und die Stadt zur Festung wird. Der Krieg, zunächst ein aufregendes Spiel, wird bald zur grausamen Realität. In den Wirren nach der sowjetischen Invasion sterben Burkhards sechs Wochen altes Brüderchen, seine Mutter und seine Großmutter. Zusammen mit den anderen Königsberger Kriegswaisen kommt der Junge in einem Kinderheim unter und lernt, sich bei den Russen durchzuschlagen. Unfassbar ist das Glück, als die Kinder schließlich im November 1947 nach Deutschland ausreisen dürfen.



Geb., 256 Seiten
Best.-Nr.: 6316, € 19,95

Armin Fuhrer
Die Todesfahrt der „Gustloff“
Porträts von Überlebenden der größten Schiffskatastrophe aller Zeiten

30. Januar 1945. Seit Stunden verfolgt das sowjetische U-Boot S13 unbemerkt den Ozeanriesen Wilhelm Gustloff auf der Fahrt von Gotenhafen nach Westen. An Bord des ehemaligen Traumschiffs sind rund 10 500 Menschen, davon mehr als 9000 Flüchtlinge. Sie fliehen über die Ostsee vor der Roten Armee, die wie eine riesige Feuerwalze den letzten Widerstand der Wehrmacht bricht. Um kurz nach 21 Uhr schlägt S13 zu: Drei Torpedos treffen die Wilhelm Gustloff, die binnen einer Stunde sinkt. 9300 Menschen, vorwiegend Frauen und Kinder, finden bei der größten Schiffskatastrophe aller Zeiten in der eisigen Ostsee den Tod. Nur rund 1200 überleben.
Zehn von ihnen werden in diesem Buch porträtiert. Wo kamen sie her? Wie erlebten sie den Krieg? Wie überlebten sie den Untergang? Wie verarbeiteten sie später das Erlebte?
Mit diesem Buch liefert der Autor ein eindrucksvolles und erschütterndes Zeitdokument über eine Tragödie, die nach dem Krieg für lange Zeit zur historischen Marginalie wurde.



Kart., 288 Seiten, zahlreiche s/w-Abbildungen
Best.-Nr.: 6481, € 19,90

Der Weite Weg zurück nach Balga
Spurensuche im russischen Ostpreußen

Karl-Heinz Schmeelke erlebt als junger Soldat eine der blutigsten Schlachten des Zweiten Weltkrieges: den Endkampf in Ostpreußen im Kessel von Heiligenbeil. Seinen 19. Geburtstag „feiert“ er am 26. März 1945 am Frischen Haff.
2006 kehrt er noch einmal zurück an den Ort, an dem 1945 die Welt unterging, und begeht seinen 80. Geburtstag an der Steilküste von Balga – einem Ort, der wie so viele andere von der Landkarte verschwunden ist, herrscht Totenstille. An das grausige Geschehen 1945 erinnern lediglich Kreuze im Schnee.



CD

1 Audio-CD, Laufzeit: 54 Minuten
Best.-Nr.: 6336, € 9,95

Heiner Hofsommer
Meilensteine der deutschen Geschichte
Ein Leitfaden für die im Geschichtsunterricht „Zukurzgekommenen“.

Die vorliegende Abhandlung bietet eine in klarer Sprache abgefaßte, ungemein eingängige Zusammenschau der politischen Geschichte Deutschlands von den Anfängen bis in die Gegenwart. Hier äußert sich keiner jener nachgeborenen, moralisierenden Besserwisser, die in Schulen und Universitäten mit erhobenen Zeigefingern dozierend, willentlich oder aus Unwissenheit, der dauerhaften Neurotisierung des deutschen Volkes Vorschub leisten. Der Autor beschreibt und erläutert in prägnant-knapper Form die wesentlichen Entwicklungsstufen und Zusammenhänge und legt überzeugend dar, daß die deutsche Geschichte erheblich mehr ist als eine Kette von Fehlern, Irrtümern und Katastrophen, sondern im Gegenteil zur Identifikation einlädt. Eine reiche Lebenserfahrung und ein natürlicher historischer Verstand befähigen hier zu einem Rückgriff, der dem vergangenen menschlichen Leben Gerechtigkeit widerfahren läßt und zeitgebundene Konstrukte als unhistorische Verkürzungen in Frage stellt. Durch die Verwendung einer Vielzahl direkter Zitate gewinnt insbesondere die Darstellung der neueren Geschichte sehr stark an Lebendigkeit. Deutungsmöglichkeiten werden ausgeführt, die die gewöhnlichen Absolventen bundesrepublikanischer Bildungsanstalten zum Nachdenken anregen dürften und neue Suchbewegungen auslösen könnten. Die abschließende weltanschauliche Selbstverortung des Autors, die mit einer kritischen Bestandsaufnahme des Zustandes unseres Landes zusammenfällt, macht das Buch in seiner Konzeption und Intention zu einem wirklichen Unikat.
Dabei wird augenfällig, daß Tagespolitik und Geschichtsdeutung aufs engste miteinander verwoben sind. Nur wenn es uns gelingt, den Mißbrauch der Geschichte zu politischen Zwecken zu beenden und uns aus einer selbst verschuldeten Unmündigkeit zu befreien, werden wir die erforderliche politische Gestaltungsfähigkeit wiedererlangen und die Zukunft dieses Landes sichern können.
Kart., 119 Seiten
Best.-Nr.: 6414, € 12,90

Heinz Schön
Die letzte Fahrt der Wilhelm Gustloff

Am Abend des 30. Januar 1945 versenkte ein sowjetisches U-Boot durch drei Torpedotreffer die mit Flüchtlingen und zahlreichen Verwundeten überladene WILHELM GUSTLOFF. Tausende von Menschen versanken mit dem ehemaligen KdF-Schiff in der eisigen Ostsee. Die wahre Dimension dieser furchtbaren Tragödie blieb jedoch über lange Jahre ungewiss - Heinz Schön ging in seinem 1982 erstmals erschienenen Tatsachenbericht „Die GUSTLOFF-Katastrophe“ noch von 5000 bis 6000 Opfern aus. Heute kann er beweisen, dass damals über 9000 Menschen den Tod fanden.
In seinem neuen Buch „Die letzte Fahrt der Wilhelm Gustloff“ geht der Autor neben dem Tatsachenbericht auch auf den Zweiteiler im ZDF ein. Heinz Schön wurde als Fachberater zum Film hinzugezogen und hat daher exklusives Bildmaterial für sein Buch gesammelt.
Aus dem Inhalt:
Vorwort * Das Urlaubsschiff * Das Lazarettschiff * Das Soldatenschiff * Das Flüchtlingsschiff * Der Untergang * Die Rettungsaktion * Das Wrack * Der U-Boot-Held * Die Überlebenden * Der Film * Nachwort * Anhang
Geb., 288 Seiten, 390 Fotos, Format: 215x247 mm
Preis: € 24,90

Achtung! Neue Adresse Achtung!

PMD Preußischer Mediendienst

Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst 02/08
Mendelssohnstraße 12 · 04109 Leipzig
Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4.00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Partner im Ebert-Groener-Pakt

Vor 80 Jahren trat Reichswehrminister Wilhelm Groener sein Amt an

Von Klaus Hornung

Vor 80 Jahren, am 19. Januar 1928, wurde Generalleutnant a. D. Wilhelm Groener von Reichspräsident Paul von Hindenburg zum Reichswehrminister ernannt. Er war der dritte Inhaber dieses Amtes nach Gustav Noske und Otto Gessler, das er bis zum 31. Mai 1932 innehaben sollte. Wer war dieser heute weithin vergessene Soldat und Politiker?

Der 1867 als Sohn „kleiner Leute“, der Vater war Regimentszahlmeister, gebürtige Ludwigsburger hatte mit 17 Jahren die Offizierslaufbahn gewählt und galt früh neben Erich Ludendorff als „bestes Pferd“ im Berliner Großen Generalstab. Im Ersten Weltkrieg stieg er vom Chef der Eisenbahnabteilung im Generalstab zum Chef des für die Waffenproduktion sowie Rohstoff- und Nahrungsmittelversorgung zuständigen Kriegsamtes und stellvertretenden preußischen Kriegsminister auf. Ende Oktober 1918 wurde er Ludendorffs Nachfolger als Generalstabschef der Obersten Heeresleitung (OHL). Vor allem durch sein Betreiben stellte die OHL sich am 10. November der neuen Regierung der Volksbeauftragten unter Friedrich Ebert zur Verfügung, um im Bündnis mit den Mehrheitssozialdemokraten den Sieg der bolschewistischen Revolution in Deutschland zu verhindern.

Im Juni 1919 griff Groener ein zweites Mal entscheidend in die Entwicklung ein: Er riet der Regierung zur Unterzeichnung des Versailler Friedensdiktats. Er tat dieses, um die staatliche Einheit Deutschlands zu retten. Gleichwohl trug ihm diese Entscheidung den bitteren Hass der extremen Rechten auf den „Revolutionsgeneral mit der Ballonmütze im Koffer“ ein.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Militärdienst im September 1919 wurde Groener 1920 Reichsverkehrsminister, ein Amt, das er bis 1923 bekleidete, und zum Schöpfer der Deutschen Reichsbahn. Die folgenden fünf Jahre lebte er als Militärhistoriker in seiner neuen Heimat Potsdam.

Vor 80 Jahren ging der eine und kam der andere: Wilhelm Groener (links) und sein Vorgänger Otto Gessler Foto: pa

Seine Ernennung zum Reichswehrminister als Nachfolger des wegen eines Finanzskandals der Reichswehr, der sogenannten Lohmann-Phoebus-Affäre, zurückgetretenen Deutschdemokraten Otto Geßler erfolgte während der kurzen Stabilisierungsphase der Republik. Der durch den Zusammenbruch von 1918 „Vernunftrepublikaner“ gewordene Groener hatte das Vertrauen sowohl Hindenburgs wie der SPD, auch wenn er der schwachen Weimarer Parteiendemokratie skeptisch gegenüberstand und eine Präsidialdemokratie nach US-amerikanischem Vorbild vorgezogen hätte. Militärpolitisch beendete er den von General Hans von Seeckt als Chef der Heeresleitung seit 1920 verfolgten Kurs der Distanz zur Republik. Nicht „Staat im Staat“ sollte die Reichswehr sein, sondern „zuverlässiges Instrument in der Hand der verfassungsmäßigen Gewalten“ und zugleich „Teil der übergeordneten Staatsautorität“ jenseits des „Haders der Parteien“. Die Republik war für Groener ebenso die Verkörperung der „überzeitlichen Staatsidee“ mit dem gleichen Anspruch auf die Treue der Bürger und Soldaten wie die Monarchie. Groener erkannte daher den Primat der Politik an und hielt die Kooperation der militärischen Führung mit der politischen Reichsleitung sowie den Verzicht auf die Autonomie der bewaffneten Macht für unerläßlich. Im Gegenzug sollte die politische Führung die Verantwortung auch für die Militärpolitik und wenn nötig auch für die geheime Rüstung übernehmen. Er erstrebte eine möglichst breite gesellschaftliche und politische Abstützung der Armee, an der sich auch die Sozialdemokratie beteiligte. Deren überalterte und in der Oppositionsrolle bis 1918 aufgewachsene Führung zeigte für dieses Anliegen allerdings wenig Verständnis.

Er stellte dem Rat der Volksbeauftragten das Militär als Machtinstrument zur Verfügung

Groener begann seine Tätigkeit mit einer umfassenden Reorganisation des militärischen Führungsapparats. Sie zielte auf eine eindeutigen Leitung des Ministers, welche die Fortführung des „Systems Seeckt“ ausschloß. Was die Kritiker aus der politischen Rechten nicht wußten: Groener hatte sich schon seit 1919 für eine möglichst geräuschlose Umgehung der Versailler Abrüstungsbestimmungen und die längerfristige Wiedergewinnung der „Freiheit der Landesverteidigung“ eingesetzt, welche die Rückkehr von der Berufsarmee der Reichswehr zur allgemeinen Wehrpflicht in der Form einer Milizarmee einschloß.

Er stützte Brünings Präsidialregierung, die seiner Staatsvorstellung entsprach

Groener an der politischen Spitze der Reichswehr war dann seit dem April 1930 auch die stärkste Stütze der Präsidialregierung Heinrich Brünings, die seiner eigenen Staatsvorstellung entsprach. Im Verein mit Brüning ging es Groener um die Überwindung der schweren Wirtschafts- und Gesellschaftskrise seit 1929/30, um die Beseitigung der Versailler Reparationslasten und um die Wiedergewinnung der deutschen militärischen Gleichberechtigung. Doch der Nutznießer der Krise war Hitlers Massenbewegung, welche die aus dem wirtschaftlichen Elend resultierende Ungeduld der Menschen für sich zu mobilisieren verstand. Das SA-Verbot im April 1932, das Groener gegen den widerwilligen Hindenburg durchsetzte, war sein Versuch, der heraufziehenden totalitären Gefahr in letzter Minute Paroli zu bieten. Es sollte die Autorität des Staates gegen Hitlers revolutionäre Privatarmee verteidigen, den Nationalsozialisten die „Giftzähne ausbrechen“, ehe man daran denken könne, sie als normale Partei in eine Koalitionsregierung aufzunehmen. Mit dem Mut des Offiziers verteidigte er am 10. Mai 1932 im Reichstag das Verbot gegen die tobende Fraktion der Braunhemden, obwohl sein langjähriger Freund und Mitarbeiter General Kurt von Schleicher wie große Teile der militärischen Führung sich für den problematischen Versuch der Zähmung der braunen Massenbewegung entschieden hatten – ein Versuch, der an Hitlers Machtwillen des alles oder nichts ebenso scheiterte wie Groeners eher evolutionärer Plan einer Integration der Hitlerbewegung durch die Beseitigung ihrer Bürgerkriegsarmee, der SA. Der von Hitlers Stimmzettelrevolution ausgelöste Erdrutsch überspülte die Dämme, die Groener und Brüning zu errichten versuchten; Groener fehlte wohl auch der bedenkenlose Machtwille seines Kontrahenten.

Doch Brüning wie Groener waren die Exponenten anderer deutscher Möglichkeiten im Entscheidungsjahr 1932, von Alternativen zu dem Weg Hitlers, der Deutschland nach sechs Friedens- und Aufrüstungsjahren und sechs Jahren des totalen Krieges schließlich in den Abgrund führte, wobei diesen freilich die meisten Protagonisten wie auch die Massen der Mitläufer in der offenen Situation von 1932/33 nicht voraussehen konnten.

Der Verfasser dieses Artikels ist Autor der in Kürze beim Ares Verlag, Graz, erscheinenden 250 Seiten starken Monographie „Alternativen zu Hitler – Wilhelm Groener – Soldat und Politiker in der Weimarer Republik“.

Das Ostpreußenblatt

Nr. 3 – 19. Januar 2008

MELDUNGEN

Russen haben Fehler erkannt

Tilsit – Ein halbes Jahr nach der Gründung von Tilsit im schweizerischen Thurgau erfreut sich der kleine Ort wachsenden Interesses. In den zurückliegenden Monaten haben viele Einzelpersonen und Gruppen den Ort mit dem vertrauten Namen aufgesucht und echte milchwirtschaftliche Tradition aus der Region am Memelstrom erleben können. Auf fünf großen Schautafeln wird das alte Tilsit vorgestellt und auch das Wirken der Stadtgemeinschaft Tilsit gewürdigt. Unterdessen regt sich im ostpreußischen Tilsit, dessen russische Verwaltung sich bis heute nicht entschließen konnte, der Stadt ihren Namen zurückzugeben, Unmut. In der Zeitung „Amber-Chronic“ ist man in einem längeren Beitrag zu einer bemerkenswerten Erkenntnis gekommen: „Tilsit ist nun in der Schweiz entstanden. Dort hat man sich den Namen geschnappt, der eigentlich doch uns zukäme. Aber wen wundert's – Tilsit lag für lange Zeit wie eine Goldmünze vor unseren Füßen, von niemandem so richtig beachtet, und nun ist jemand dahergekommen, hat sie aufgehoben und mitgenommen. Was bleibt, ist nur die Hoffnung auf ein gutes Nachbarschaftsverhältnis zwischen dem neuen und dem alten Tilsit.“ *H. Dz.*

Tilsit: Begehrter Wohnort

Tilsit – Die Stadt am Memelstrom scheint wieder zu einem begehrten Wohnort zu werden. Der Stadtverwaltung liegen mehr als 800 Anträge von Familien vor, die aus nicht mehr zu Rußland gehörenden Gebieten fortziehen müssen und eine neue Bleibe suchen. Eine städtische Zuwanderungskommission konnte allerdings angesichts der angespannten Wohnungssituation bisher nur 114 von ihnen ein Angebot zur Arbeitsaufnahme unterbreiten. Die Wohnraumlage ist nach wie vor außerordentlich prekär. In der Stadt gibt es rund 4000 Wohnungssuchende. Abhilfe soll nun ein staatliches Programm „erschwingliche Wohnung“ schaffen. Es sieht vor, junge Ehepaare mit Hilfe von Förderkrediten beim Kauf einer Eigentumswohnung zu unterstützen. Das Programm stößt bei jungen Leuten auf lebhaftes Interesse. In Tilsit wurden die ersten 45 Kredite bereits ausgereicht. *H. Dz.*

Mehr Geburten als 2006

Königsberg – In den ersten drei Quartalen des Jahres 2007 sind im Königsberger Gebiet 717 Kinder mehr zur Welt gekommen als im Vergleichszeitraum des Vorjahres. Das gab die Pressestelle der Gebietsregierung bekannt. Laut Elena Klujkowa, Gesundheitsministerin des Königsberger Gebietes, hat sich der Trend im vierten Quartal fortgesetzt und ist bis heute ungebrochen.

Treffen der Jugend in Osterode

Gemeinschaft leben – deutsche Weihnachtslieder singen – traditionelle Tänze einstudieren



Etwas Spaß muß sein: Polonaise bei winterlichebn Temperaturen Foto: Schmelter

Die Adventstreffen des Bundes Junges Ostpreußen (BJO) im ostpreußischen Osterode sind eine feine Sache. Dank der Förderung durch das Haus des Deutschen Ostens, München, bekommt die in den Deutschen Vereinen zusammengeschlossene Jugend die Möglichkeit, sich untereinander besser kennenzulernen, sich mit den jungen Ostpreußen aus der Bundesrepublik zu treffen und auszutauschen sowie das deutsche Volkstum zu pflegen.

Eine Kultur muß gelebt werden, sonst stirbt sie Schritt für Schritt und wird durch eine andere abgelöst. Durch die Bemühungen des polnischen Staates zu kommunistischen Zeiten erlitt die deutsche Volksgruppe in Ostpreußen unbeschreibliche kulturelle Schäden, die kaum noch behoben werden können. Aufgeben gehört allerdings nicht zum Wesen der Ostpreußen, und daher diente auch dieses Adventstreffen der kulturellen Stärkung der ostpreußischen Jugend.

Die Gemeinschaft zu leben, deutsche Weihnachtslieder zu singen und traditionelle Tänze einzustudieren stand wie gewohnt im Vordergrund des dreitägigen Treffens. Dabei war auch ein schiefer Ton erlaubt, denn wichtiger als ein vollkommenes Singen war das gemeinsame Erlebnis, das zu Freundschaften führte.

Erstmalig übernahm mit Michael Horst Kobus ein langjähriger Teilnehmer aus Bochum die Leitung des Treffens, der sein Debüt mit tatkräftiger Unterstützung von Raphael Schmelter aus dem Raum Aachen gemeistert hat.

Mit dem jungen dynamischen Schlesier Gregor Swoboda, der schon seit vielen Jahren den jungen Ostpreußen traditionelle Tänze beibringt und bei den Teilnehmern sehr beliebt ist, sowie mit Hartmut Halberstadt aus Dortmund, der in diesem Jahr die Leitung des Gesangs übernommen hat, konnte der Bund Junges Ostpreußen erfahrene Referenten in seinen Reihen vorweisen.

Am Sonnabendnachmittag des ersten Adventswochenendes begab sich der im Backen bewanderte Teil der Gruppe ins Haus der deutschen Volksgruppe, „Deutsches Haus“ genannt, um dort Weihnachtsplätzchen und andere Leckereien zu backen, während die im Hotel verbliebenen Ostpreußen unter der Leitung von Sabina Wylengowski Weihnachtliches gebastelt und den großen Saal für die Festveranstaltung hergerichtet haben.

Der Höhepunkt des alljährlichen Adventstreffens ist die Feier am Abend vor dem ersten Advent, an der auch in diesem Jahr zahlreiche Vertreter der Deutschen Vereine teilnahmen, darunter der Vorsitzende des Dachverbandes der Deutschen Vereine in Ostpreußen Hoch und die Vorsitzende der Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit Plocharska. Mit ihrer Teilnahme an dem Fest gaben sie dem Adventstreffen einen offiziellen Rahmen. Auch ein würdiges Geistliches Wort fehlte nicht. Der deutsche Seelsorger im südlichen Ostpreußen, Kaplan Schmeier, bereicherte die Adventsfeier mit einer besinnlichen Weihnachtsgeschichte. Der Bundesvorsitzende vom Bund Junges Ostpreußen, Stefan Hein, richtete an die versammelte Jugend sein Grußwort.

Der volle Saal war dunkel, nur die Kerzen flackerten auf den Festtischen, als Michael H. Kobus die Tradition der Feuerzangenbowle vorführte. Dabei ist es ganz ruhig geworden. Nach diesem interessanten Spektakel kehrte an die Tische Geselligkeit ein, die noch in den späten Abend dauerte.

Das Adventstreffen soll auch in diesem Jahr stattfinden. Für den Bund Junges Ostpreußen ist es ein unverzichtbarer Teil seiner kulturellen Arbeit für die ostpreußische Heimat und deren großartige Menschen. S. H. / R. S.

Konzert in der Kirche von Heiligenwalde

Die Freunde des Gotteshauses hoffen auf den Beginn einer neuen Tradition

Die „Heiligenwalder Herbstkonzerte“ könnten zu einer Tradition werden. Mit einem Chorkonzert war im Oktober 2006 der Abschluß der Renovierung der Ordenskirche aus dem 14. Jahrhundert gefeiert worden. Das Gymnasium Nr. 2 aus Neuhausen, das die Kirche als Nutzer und Hausherr übernommen hat, hatte das Konzert im Oktober 2006 mit schuleigenen Chören und einem Gastchor aus Powunden gestaltet. Der Direktor des Gymnasiums, Anton Iwanowitsch, sprach seinerzeit von der „zweiten Geburt einer Kirche“, eine Formulierung, die von den Medien einstimmig aufgenommen wurde. In einem Schuppen für Traktoren, der hier über fünfzig Jahre gestanden habe, finde nun kulturelles Leben statt, nachdem die Kirche wieder erstanden sei, lauteten seinerzeit seine Worte.

Nun lud das Gymnasium Nr. 2 erneut zu einem Konzert nach Heiligenwalde in die Kirche. Der Schuldirektor hatte angekündigt, daß es diesmal ein Streichkonzert sein werde. Die Einladungskarten, die verschickt worden waren, berührten die Mitglieder des Vereins zutiefst: „Wir, das Gymnasium Nr. 2 von Neuhausen, laden Sie ein zu einem Konzert in Erinnerung an den Restaurator Georg Gawrilowitsch Artemjew ...“

Groß war die Freude der Heiligenwalder. Bereits das Konzert im Oktober 2006 war eine Gedenkveranstaltung an den im Januar 2006 verstorbenen Vorsitzenden des russischen Partnervereins gewesen. Georg Artemjew, Schulleiter von Heiligenwalde und Germanist, war die entscheidende Persönlichkeit für die Restaurierung der Kirche und für den Kontakt zwischen Russen und Deutschen gewesen. Daß auch das Konzert 2007 zu seinem Gedenken stattfinden sollte, erfüllte die deutschen Besucher mit großer Zuversicht, daß die „Heiligenwalder Herbstkonzerte“ vielleicht eine Traditionsveranstaltung für diesen Brückenbauer werden könnten.

Bereits um elf Uhr und damit eine Stunde vor dem geplanten Konzertbeginn kam die deutsche Gruppe in Heiligenwalde an. Das Königsberger Fernsehen war bereits da, interviewte Anton Iwanowitsch und den Baumeister Viktor Michailowitsch Staruschkin und stürzte sich dann auf die erwarteten deutschen Gäste. Zum Glück waren zwei Dolmetscherinnen da: Tamara Michailowa, die Reiseleiterin der deutschen Gruppe, und Lidia Natjagan, eine Deutschlehrerin und Übersetzerin aus Königsberg. Sie beide waren voll ausgelastet bei den Interviews der Gäste: über die Kirche, über das Dorf früher, über die Gefühle heute.

Inzwischen stellte sich heraus, daß ein Streichorchester von der Königsberger Philharmonie spielen würde. Erschrocken wurde von deutscher Seite nach den Kosten gefragt, aber Anton Iwanowitsch winkte ab. „Das ist unsere Pflicht!“

Mit einer halbstündigen Verspätung wurden die Gäste begrüßt. Anton Iwanowitsch hob in der voll besetzten Kirche hervor, daß dieses Konzert zu Ehren von Georg Artemjew stattfinden werde, dem das Restaurierungswerk der Kirche wesentlich zu verdanken sei. Er dankte dem deutschen Verein für seinen Einsatz und sprach die Hoffnung aus, daß die deutschen Besucher noch häufig nach Heiligenwalde kommen und die Musik in der wunderschönen Kirche erleben werden.

Die Vorsitzende des deutschen Vereins, Dr. Bärbel Beutner, dankte den russischen Freunden. Das gemeinsame Werk, die Restaurierung der Kirche, sei nur möglich gewesen durch die vielfältige Unterstützung von seiten der Administration, durch den Arbeitseinsatz der Dorfbewohner und durch das Interesse an einem deutschen Baudenkmal. Sie sprach ein dankbares Lob für Georg Artemjew aus, der die Übernahme der Kirche durch das Gymnasium veranlaßt hat, und sie dankte Anton Iwanowitsch für die Übernahme der Kirche, wodurch eine zukunftsorientierte Arbeit ermöglicht worden sei.

Und dann ertönte Mozarts „Kleine Nachtmusik“. Die Zuhörer waren zutiefst angerührt. Jeder kannte die Melodie. Musik schafft Heimat.

Schwieriger zu erkennen war das nächste Mozart-Stück: Ein Divertiment vermutlich aus einer frühen Schaffensperiode. Der nächste Komponist, Pachelbel, veranlaßte die Zuhörer zu Nachfragen an die Übersetzerin Tamara. Das Nachschlagen im „Brockhaus“ offenbarte, daß die Aufführung dieses Komponisten aus Gründen der Symbolik erfolgt sein wird. Johann Pachelbel (1653–1706) war Organist und bedeutender Orgelkomponist, gebürtig aus Nürnberg. Der „Kanon“, den das Streichorchester vortrug, war vielleicht aus einer seiner Kantaten.

Wie lange wird schon die Anschaffung einer Orgel für Heiligenwalde diskutiert, und zwar von der russischen Seite. Eine Orgel ist noch nicht da, aber die Komposition eines Organisten erklang schon in der Kirche.

Es folgte eine „Arie aus der Suite Nr. 3“ von Johann Sebastian Bach, und dann beschwingte die Musik Peter Tschaikowskis die Zuhörer. Die „Serenada für Streichorchester und Walzer“ und besonders der Walzer aus dem Ballett „Nußknacker“ zauberten ein Leuchten auf die Gesichter.

Weniger bekannt war den deutschen Zuhörern Alexander Glasunow (1865–1936). Geboren in St. Petersburg, lebte er seit 1928 in Paris. Er gilt als bedeutendster russischer Komponist von konser-

Fortsetzung auf Seite 16

Konzert in der Kirche von Heiligenwalde

Fortsetzung von Seite 15

vativer und klassizistischer Prägung. Sein „Streichquartett in zwei Teilen: Interludia und Walzer“ konnte es für den geübten Hörer bestätigen.

Musik zu Puschkins Erzählung „Schneesturm“ rief bei den Heiligenwaldern Bilder vom ostpreußischen Winter hervor, der sich früher durchaus mit dem russischen Winter messen konnte. „Walzer und Romanze“ von Swiridow aber zeigten den Winter eher von seiner schönen, versöhnlichen Seite.

Begeisterter Applaus spiegelte die Dankbarkeit des Publikums für die Darbietungen des Streichorchesters der Königsberger Philharmonie wider. Die stehenden Ovationen hatten noch eine weitere Ursache: Der Leiter des Ensembles, Alexander Andrejew, war an Fieber erkrankt und hatte seine Musikerinnen und Musiker „verwaist“ nach Heiligenwalde schikken müssen. Sie meisterten die Schwierigkeiten mit Bravour.

Aber auch die Künstler waren begeistert, und zwar von der Akustik der Kirche. Sie hatte tatsächlich eine Verbesserung seit dem ersten Konzert im Jahre 2006 erfahren. Damals hatte ein Mitglied der Administration darauf hingewiesen, daß die Akustik nicht ideal sei. Die russischen Heiligenwalder reagierten seinerzeit empfindlich, wie immer, wenn jemand etwas gegen „ihre Kirche“ zu sagen scheint. Im Winter 2006 wurde das historische hölzerne Tonnengewölbe überarbeitet. Die hölzernen Bohlen aus deutscher Zeit arbeiteten so stark, daß kein Anstrich hielt. So verkleidete der Baumeister Viktor Staruschkin das Tonnengewölbe mit modernen Paneelen und brachte zudem noch eine Isolierschicht im Dach an, um jede Feuchtigkeit zu vermeiden.

Der vorher gar nicht bedachte Nebeneffekt trat ein: Die Akustik gewann durch diese Dämmung. Die Besucher bestätigten, daß alle Reden bis in die entfernteste Ecke zu hören waren; ein Mikrophon ist nicht nötig.

„Ende gut, alles gut!“, würde Georg Artemjew mit hintergründigem Lächeln sagen. „Wir haben eine bessere Akustik – seid zufrieden!“ Möge allen, die sich um die Kirche bemühen, weiterhin Gottes Segen zuteil werden! *B. B.*



Königsberger Philharmoniker: Sie gaben in dem Sakralbau ein Konzert, welches das Publikum zu begeistern wußte. Foto: Beutner

Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,
diesmal muß ich mit einem Wort beginnen, das ich gar nicht mag: leider!

Leider müssen wir unser Symposium „Die Flucht“, das ursprünglich für den Herbst 2007 geplant war, dann auf die zweite Februarhälfte 2008 verlegt werden mußte, wieder umdisponieren. Grund: In dem viertägigen Symposium im Ostheim in Bad Pyrmont sollen die großen TV-Filme „Die Flucht“ und „Die Gustloff“ gemeinsam aufgearbeitet werden, weil einige Teilnehmer die Flucht über See selber erlebt haben, andere durch ihre eigene Familiengeschichte, in der diese gravierenden Ereignisse ein wichtiges Kapitel bilden, dazu angeregt wurden. Ursprünglich sollte der „Gustloff“-Film schon Anfang dieses Jahres über die Bildschirme laufen, nun sind die Sendetermine des Zweiteilers auf den 2. und 3. März festgelegt worden, wie Sie bereits in dem Vorbericht von Chefredakteur Klaus. D. Voss gelesen haben. Und damit auch schon eine Vorahnung bekommen haben, was die Zuschauer erwartet. Wir wollen auch noch weiteres Filmmaterial verwenden, um das Thema so breit wie möglich aufzufächern. So hat mich der gerade ausgestrahlte ZDF-Zweiteiler von Wolf von Lojewski „Meine Heimat – Deine Heimat“ sehr berührt durch die persönliche Einbindung seiner eigenen Familiengeschichte, und besonders durch die Schilderung seiner Mutter von ihrer Flucht mit fünf Kindern über das Haff bei eisiger Kälte, so ruhig und klar erzählt, daß gerade dadurch die ganze Schwere der Ereignisse deutlich wird. Daß dieses anspruchsvolle Programm schon bei der Planung sehr viel Sorgfalt verlangt, dürfte verständlich sein. Auch für diejenigen, die sich bereits angemeldet hatten und nun wieder umdisponieren müssen. Den neuen und damit endgültigen Termin für das Symposium, das an vier Wochentagen im März / April stattfinden soll, werden wir in nächster Zeit bekanntgeben.



Ruth Geede Foto: privat

Nun wollen wir aber das Wort „leider“ vergessen und es durch das Wort „erfreulich“ ersetzen, denn es sind wieder so viele positive Zuschriften gekommen, daß es schwer ist, die Auswahl zu treffen. Kommen wir noch einmal auf die von Frau **Waltraut Krawielitzki** gestellte Frage nach dem Rittergut Krusinn zurück, die von einigen Lesern – wie ich berichten konnte – eingehend behandelt wurde. Jetzt meldete sich die Fragestellerin selber zu Wort mit einem ganz herzlichen Dankeschön für die freundliche Hilfe, das ich hiermit weitergebe. Auch an meinen immer aktiven Landsmann **Bernd Dauskardt**, der Frau Krawielitzki telefonisch mitteilen konnte, daß die Kirche in Dawillen, in der ihre Großeltern getraut wurden, noch steht. Er versprach ihr, auf seiner nächsten Heimatreise die Gegend um das Gut Krusinn zu fotografieren und ihr von seinen Eindrücken zu berichten.

Erfreuliches kann auch Herr **Rainer Claaßen**, Bund Junges Ostpreußen, berichten, der den Wunsch von Frau **Diana Heinrici** – Informationen über ihren Urgroßvater, den Generaloberst **Gotthard** Heinrici – an uns weiterleitete. Die Urenkelin des in Ostpreußen Geborenen ist total überwältigt, denn die Veröffentlichung löste – bisher – neun Reaktionen aus, wobei noch die wichtigste bevorsteht: der bereits avisierte Gumbinner Heimatbrief, der einen ausführlichen Bericht über den Generaloberst enthält. Frau Heinrici versucht jetzt, einige der von den Anrufern und Briefschreibern genannten Buchtitel zu besorgen und Ämter abzuklappern. Da sie in der ehemaligen DDR aufwuchs, hatte sie nie Gelegenheit, nach dem Urgroßvater zu forschen, und fand jetzt erst den sich als richtig erwiesenen Weg über den BJO und unsere Zeitung. Durch die räumliche Trennung konnte sie bisher nichts über die letzten Lebensjahre von Gotthard Heinrici erfahren, der nach dem Krieg in Westdeutschland lebte und 85jährig 1971 in Endersbach bei Stuttgart verstarb. Hier hat auch unsere Veröffentlichung nichts erbracht, obgleich sicher noch Menschen aus seinem letzten Umfeld leben. Vielleicht haben da Landsleute nach, die in oder bei Stuttgart wohnen. Manchmal genügt ja ein Anruf ...

... wie bei Frau **Ruth Schulz** aus Weilmünster. Der eröffnete solch eine Fülle von weiteren Informationen, daß unsere Leserin mir ganz glücklich diesen Erfolg mitteilen konnte. Der kam zwar für sie – und mich – nicht ganz überraschend, denn Frau Schulz hatte schon durch unsere Ostpreußische Familie so viel Erfolg gehabt, daß ihr Familienarchiv jetzt 200 Namen enthält – aber solch spezifische Suchfragen, wie die kürzlich veröffentlichten, sind doch schwerer zu erfüllen. Näheres konnte ich aus dem Telefongespräch leider nicht entnehmen. Bitte, liebe Namensbase (man beachte diese spontane Wortschöpfung, aber Namensvetter oder ... vetterin kann man ja schwer sagen!), teilen Sie mir doch noch schriftlich etwas über die Ergebnisse mit. Denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man nicht nur getrost nach Hause tragen, sondern aus diesem auch weitergeben.

Nun zu dem Wunsch von Herrn **Rainer Schuchardt** aus Norderstedt, der unser kulturelles Erbe betrifft. Vor einigen Jahren hörte er einmal ein Orchesterstück, das mit „Erinnerungen an Ostpreußen“ angekündigt worden war. Er hat es nie wieder gehört, aber immer versucht, nähere Informationen über das Werk zu bekommen. Seine Recherchen führten zum Erfolg: Von dem Komponisten **Karl Kämpf** gibt es mit dem Titel „Erinnerungen an Ostpreußen“ – Untertitel „Aus baltischen Landen“ – eine Suite für großes Orchester op. 24. Die Partitur wurde 1906 verlegt. Herr Schuchardt würde dieses Werk nun gerne wieder hören und am liebsten als CD besitzen. Da er im Handel nicht fündig wurde, vermutet er, daß die damals von ihm gehörte Aufnahme vielleicht von einem Rundfunkorchester eingespielt worden war. „Aber unter Umständen gibt es ja noch irgendwo eine Tonkonserve des Werkes, die Interessenten wie mir zugänglich gemacht werden könnte“, schreibt Herr Schuchardt. Sein Wunsch geht dahin, Kompositionen wie diese wieder zu Gehör zu bringen, das wäre eine wichtige kulturelle Aufgabe für Ostpreußen. Wir reichen sein Anliegen gerne weiter. (Rainer Schuchardt, Segeberger Chaussee 101 B in 22850 Norderstedt.)

Für Herrn **Helfried Wermbter** aus Leverkusen-Opladen sind wir seine letzte Hoffnung, seine letzte Rettung, sein letzter Strohhalm – na, an den kann er sich schon einmal klammern, denn ich glaube, seine Suchfragen sind durchaus lösbar. Sie beziehen sich auf seine eigene Familiengeschichte und vor allem auf den Reg. Baumeister **Paul Kühne**, wobei das hier gezeigte Foto ein wichtiger Anhaltspunkt ist. Es zeigt den Gedenkstein für den Bau einer Schleusenanlage, die im Hintergrund zu sehen ist. Die Inschrift lautet: „Zum Gedenken des Erbauers dieser Schleusenanlage, Reg. Baumeister Paul Kühne Oberleutnant im 5. Garde Regt. zu Fuß * 7.7.1876, vermißt u. gefallen im Weltkrieg 1915.“ Hierzu hat Herr Wermbter folgende Fragen: „Wo befand sich die abgebildete Schleusenanlage? Wann wurde der Gedenkstein errichtet?“ Er vermutet, daß dies in den 20er Jahren geschah. Die Aufnahme müßte am Tag der Einweihung gemacht worden sein. Soweit seine Fragen zu Stein und Schleusenanlage, zu der ich einige Vermutungen äußern möchte. Es dürfte sich um eine Schleuse des „Masurischen Schiffahrtkanals“ handeln, der die Masurische Seenplatte mit Aller und Pregel und damit Königsberg verbinden sollte. Der Kanal ist nie fertig geworden, obgleich die gesamte Strecke unter Wasser stand. Beide Weltkriege behinderten und beendeten schließlich das Projekt ohne seine Vollendung. Von den zehn Schiffsschleusen befanden sich zwei in Allenburg, je eine in Gr. Allendorf, Wilhelmshof, Georgenfelde, Langenfeld, Kl. Bajohren, Sandhof und zwei in Fürstenau. Sie sind zum Teil noch erhalten, der Kanal wird im masurischen Bereich von Wasserwanderern genutzt. Wenn meine Annahme stimmt, daß es sich um eine dieser Schleusen handelt, dürfte eine weitere Klärung durch unseren Leser- und Helferkreis bald folgen.



Gedenstein für Paul Kühne: Wo befindet sich der Stein? Wann wurde er errichtet? Wo wurde Paul Kühne geboren? Wo und wann ist er gefallen? Foto: privat

Schwieriger sind da schon die Fragen, die Herr Wermbter zur Person des Erbauers Paul Kühne stellt. Wo wurde er geboren? Wo und wann ist er gefallen? Der Reg. Baumeister war verheiratet mit **Magda Marie Katharina Wermbter**, gerufen **Käthe**, * 7. Mai 1885 in Johannisburg, † 3. Februar 1951 in Stuttgart. Das Ehepaar hatte drei Kinder: **Dorothea**, **Marianne** und **Hans-Günter**, von denen leider keine weiteren Daten vorhanden sind. Vielleicht bekommt Herr Wermbter sie nun, „he luert all“. Jedenfalls dürfte er mindestens „ein Fitzelchen“ weiterkommen, wie er hofft. (Helfried Wermbter, Arnold-Ohletz-Straße 26 in 51379 Leverkusen-Opladen, Telefon 0 21 71 / 12 37.)

Aus Kanada kam eine E-Mail: „Mein Urgroßvater **Friedrich Thiel**, * 20. April 1830 in Bothen, Kreis Sensburg, wurde angeblich zum Adel erhoben. Leider habe ich keine genauen Angaben. Gerne hätte ich mehr darüber erfahren. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir weiterhelfen könnten.“ Leider nicht, lieber Werner Thiel, da auch hier nähere Angaben fehlen. Also setzen wir wieder auf unsern Leserkreis. (**Werner** Thiel, 21 Red Oak Cr. RR2, Shanty Bay, On. Kanada, Telefon 70 57 25 11 80, E-Mail: wthiel@sympatico.ca.)

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

„Unsere Familie“ auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Wir gratulieren ...



ZUM 100. GEBURTSTAG

Kieschke, Margarete, geb. **Nisch**, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 111, jetzt Am Heidbusch 8, 13627 Berlin, am 23. Januar

ZUM 98. GEBURTSTAG

Frieda Konroad, aus Lötzen, jetzt Friedensstraße 7, 76855 Annweiler, am 27. Januar

ZUM 97. GEBURTSTAG

Kriszun, Gertrud, geb. **Pommerenke**, aus Schölen, Kreis Heiligenbeil, jetzt Schulstraße 28, 98669 Veilsdorf, am 21. Januar

ZUM 96. GEBURTSTAG

Stolz, Frieda, geb. **Rose**, aus Tapiau, Rohsestraße, Kreis Wehlau, jetzt Leuschner Straße 93 A, 21031 Hamburg, am 26. Januar

ZUM 95. GEBURTSTAG

Dohrmann, Elisabeth, geb. **Laatsch**, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Ezzilostraße 1, BRK-Altenheim, 91315 Höchstadt a. d. Aisch, am 25. Januar

Korinth, Hildegard, geb. **Hagen**, aus Borschimmen, Kreis Lyck, jetzt Kalbrennerstraße 46, 23562 Lübeck, am 23. Januar

Mast, Otti, geb. **Klenzan**, aus Neidenburg, Skottau, jetzt Mölleney-Straße 28, 45289 Essen, am 21. Januar

Raschpichler, Christel, geb. **Grönert**, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Ezzilostraße 1, Altenheim, 91315 Höchstadt / Aisch, am 23. Januar

ZUM 94. GEBURTSTAG

Regenbrecht, Maria, geb. **Fischer**, aus Klein Nuhr, Neuwaldau I, Kreis Wehlau, jetzt Klempauer Straße 64, 23628 Krummesse, am 22. Januar

Schachtschneider, Edeltraut, aus Masuren, jetzt Seniorenzentrum Weststraße 19, 58509 Lüdencheid, am 18. Januar

Zink, Maria, geb. **Potreck**, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Siebenbürgenweg 51, 40591 Düsseldorf, am 20. Januar

ZUM 93. GEBURTSTAG

Gyzas, Gisela, geb. **Trojan**, aus Jürgenau, Kreis Lyck, jetzt Lavener Straße 65, 27619 Schiffdorf, am 22. Januar

Marx, Lina, geb. **Böhnke**, aus Tapiau, Uferstraße, Kreis Wehlau, jetzt Fritz-Remy-Straße 11, 63071 Offenbach, am 21. Januar

Palis, Minna, geb. **Jakob**, aus Klein Engelau, Engelshöhe Gut, Kreis Wehlau, jetzt Hauptstraße 25, 23899 Gudow, am 23. Januar

Siepe, Karl, aus Wehlau, Neustadt, jetzt In der Helle 9, 58553 Halver, am 25. Januar

Tregel, Herta, geb. **Joswig**, aus Königswalde, Kreis Lyck, jetzt a. d. Schwärz 12, 97447 Gerolzhofen, am 21. Januar

Wackermann, Anna, aus Bobern, Kreis Lyck, jetzt Am Fahrenstück 2, 58791 Werdohl, am 23. Januar

ZUM 92. GEBURTSTAG

Damm, Ottilie, aus Mulden, Kreis Lyck, jetzt Carl-Maria-von-Weber-Straße 45, 24768 Rendsburg, am 22. Januar

Dzieran, Wilhelm, aus Steintal, Kreis Lötzen, jetzt A.-Moritz-Arndt-Straße 56, 24223 Raisdorf, am 21. Januar

Erbskorn, Hildegard, geb. **Arlart**, aus Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt Martin-Luther-Anlage 8, 63450 Hanau, am 21. Januar

Pißowotzki, Martha, geb. **Roslan**, aus Schuttschenofen, Kreis Heiligenbeil, jetzt Ringstraße 46, 42929 Wermelskirchen, am 22. Januar

ZUM 91. GEBURTSTAG

Arndt, Mathilde, geb. **Berger**, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Turmstraße 58 E, 58099 Hagen, am 13. Januar

Borowski, Gottfried, aus Schwentainen, Kreis Treuburg, jetzt Birkenallee 7, 32760 Detmold, am 27. Januar

Müller, Brigitte, geb. **Dörfer**, aus Treuburg, Treuburger Markt 63 / 64, jetzt Gartenstraße 11, 23795 Bad Segeberg, am 22. Januar

Ohnesorge, Erwin Georg, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Tilsiter-Straße 63 c, 22047 Hamburg, am 22. Januar

Scharnowski, Friedrich, aus Fließdorf Kreis Lyck, jetzt Gravensteiner Platz 3, 60435 Frankfurt, am 23. Januar

Scharnowski, Werner, aus Pfaffendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Steinfeldstraße 1, 86477 Adelsried, am 22. Januar

Schedler, Gerda, geb. **Fechner**, aus Herzogskirchen, Kreis Treuburg, jetzt Hans-Am-Ende-Straße 19, 27711 Osterholz-Scharmbeck, am 22. Januar

Silberbach, Käthe, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, jetzt Zum Märchenland 9, 40235 Düsseldorf, am 22. Januar

ZUM 90. GEBURTSTAG

Brosch, Bruno, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Muthesiusweg 10, 60488 Frankfurt, am 21. Januar

Brzecinski, Lotte, geb. **Orzessek**, aus Wallen, Kreis Ortelsburg, jetzt Billrothstraße 12, 49811 Lingen, am 26. Januar

Glasow, Jutta, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland jetzt Gironer Allee 34, 49477 Ibbenbüren, am 24. Januar

Hausendorf, Christel, geb. **Korn**, aus Balga, Abbau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Friedlandstraße 50, 49439 Steinfeld, am 29. Januar

Leidigkeit, Erich, aus Kastaunen, Kreis Elchniederung, jetzt 138 B Flintlock, 10598 Hights New York Way, Yorktown, USA, am 26. Januar

Nickel, Otto, aus Lindenort, Kreis Ortelsburg, jetzt Siegfriedstraße 32, 45770 Marl, am 25. Januar

Sacher, Frieda, geb. **Voigt**, aus Schanzenort, Kreis Ebenrode, jetzt Hugo-Zschau-Straße 34, 08309 Eibenstock, am 27. Januar

ZUM 85. GEBURTSTAG

Böger, Adolf, aus Wehlau, deutsche Straße Kreis Wehlau, jetzt Am Schäferfeld 17, 32425 Minden, am 25. Januar

Braun, Alice geb. **Reisgies**, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Neue Straße 116, 89073 Ulm, am 21. Januar

Deimer, Ellinor, geb. **Schoen**, aus Lyck, Hindenburgstraße 65, jetzt Hertelstraße 20, 85049 Ingolstadt, am 24. Januar

Graff, Erna, geb. **Jacksteit**, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Waldweg 3, 17139 Retzow, am 24. Januar

Haverkamp, Edith, geb. **Blaudzun**, aus Stobern, Kreis Ebenrode, jetzt Nibelungenstraße 2, 26123 Oldenburg, am 21. Januar

Kobs, Else, geb. **Kirstein**, aus Dreimühlen, Kreis Lyck, jetzt Dreieckskoppel 6 d, 22145 Hamburg, am 26. Januar

Kossack, Hans, aus Kreis Elchniederung, jetzt Hermann-Ehlers-Straße 18, 53840 Troisdorf, am 22. Januar

Krawczik, Helene, geb. **Rittmeyer**, aus Lilienfelde, Kreis Ortelsburg, jetzt Letterhausstraße 9, 45665 Recklinghausen, am 26. Januar

Liß, Emma, geb. **Koyro**, aus Lyck, Sentker Chaussee, jetzt Friedemannweg 44, 99097 Erfurt, am 27. Januar

Lubowski, Irmgard, geb. **Kobielski**, aus Sarken, Kreis Lyck, jetzt Heidweg 79, 25469 Halstenbek, am 21. Januar

Metschulat, Ernst, aus Klein Friedrichsgraben, Kreis Elchniederung, jetzt Diekdamm 4, 21079 Hamburg, am 27. Januar

Myska, Karl, aus Zeysen, Kreis Lyck, jetzt Düsseldorfer Straße 250, 40764 Langenfeld, am 22. Januar

Nowak, Helene, geb. **Striewski**, aus Niedenau, Malga, Kreis Neidenburg, jetzt Grabenstraße 11, 53572 Bruchhausen, am 23. Januar

Peters, Manfred, aus Paterswalde, Kreis Wehlau, jetzt 129 Dalhunty Street, Tumut N.S. W. 2720, am 24. Januar

Pfau, Edith, geb. **Schirmer**, aus Teichacker, Kreis Ebenrode, jetzt Töpfergasse 4, 04680 Colditz, am 27. Januar

Rothe, Irene, geb. **Hydasch**, aus Klein Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt Bäckerstraße 21, 32052 Herford, am 23. Januar

Ruttkowski, Herbert, aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Glemsgaustraße 63, 70499 Stuttgart, am 26. Januar

Scholle, Martha, geb. **Küssner**, aus Dönhofstädt, Kreis Rastenburg, jetzt Grünstraße 10, 42551 Velbert, am 12. Januar

Sokoll, Bruno, aus Wehlau, Pinnauer Straße, jetzt Neheimer Straße 2, 13507 Berlin, am 25. Januar

Weder, Gerda, geb. **Bittinski**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Humboldtstraße 2, 02727 Neugersdorf, am 26. Januar

Weiß, Gertrud, geb. **Jablonski**, aus Lyck, v.-Ludendorff-Straße 7, jetzt Eschenbach 18, 91224 Pommelsbrunn, am 22. Januar

Wenzel, Robert, aus Wetzh., Skudayen, Kreis Neidenburg, jetzt H.-Mann-Straße 4, 18435 Stralsund, am 23. Januar

ZUM 80. GEBURTSTAG

Bertzbach, Christel, geb. **Swaczyna**, aus Neidenburg, jetzt Am Kapellenberg 13 A, 28759 Bremen, am 21. Januar

Bröker, Elisabeth, geb. **Lievow**, aus Guttschallen, Kreis Wehlau, jetzt Westfalenstraße 9, 34131 Kassel, am 23. Januar 1928

Buchholz, Erika, geb. **Sellin**, aus Treuburg, Treuburger Markt, 18 / 19, jetzt Fasaneriestraße 2, 69181 Leimen, am 27. Januar

Dömpke, Bruno, aus Wehlau, Gartenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Kurze Straße 2, 18556 Wiek, am 27. Januar

Dombrowski, Hedwig, geb. **Czieslik**, aus Skomanten, Kreis Lyck, jetzt Querstraße 23, 45661 Recklinghausen, am 23. Januar

Drost, Ulrich, aus Wallenrode, Kreis Treuburg, jetzt Lindenstraße 41, 53757 St. Augustin, am 21. Januar

Funk, Walter, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Am Galgenberg 24, 22880 Wedel, am 22. Januar

Goeritz, Kurt, aus Birkenheim, Kreis Elchniederung, jetzt Buchholzfeld 8, 19370 Parchim, am 26. Januar

Helmstedt, Arno, aus Georgenthal, Kreis Insterburg, jetzt Ehm-Welk-Straße 8, 18106 Rostock, am 25. Januar

Hütt, Franz, aus Eichkamp, Kreis Ebenrode, jetzt Berner Weg 62, 22393 Hamburg, am 21. Januar

Jelonek, Christel, geb. **Kulschewski**, aus Milucken, Kreis Lyck, jetzt Isenbergstraße 86, 45529 Hattingen, am 24. Januar

Kaehler, Herta, geb. **Nürnberger**, aus Lindenheim, Kreis Lötzen, jetzt Michael-Dirk-Straße 5, 78647 Trossingen, am 23. Januar

Klett, Hanni-Lore, geb. **Zimmermann**, aus Grünlinde, Hohenstücken, Kreis Wehlau, jetzt Ruscheweyhstraße 28, 22399 Hamburg, am 23. Januar

Knief, Lieselotte, geb. **Woywod**, aus Neidenburg, jetzt Gg.-Wesener-Straße 13, 49716 Meppen, am 21. Januar

Kohn, Heinz, aus Wehlau, Vogelweide, jetzt Kantstraße 8, 27726 Worpswede, am 22. Januar

Krüger, Charlotte, aus Lyck, Lycker Garten 41, jetzt Arndtstaße 11, 58097 Hagen, am 25. Januar

Langhans, Lieselotte, geb. **Gollan**, aus Samplatten, Kreis Ortelsburg, jetzt Liebfrauenstraße 7, 45881 Gelsenkirchen, am 21. Januar

Lütt, Erika, geb. **Wohlgethan**, aus Kahlholz, Kreis Heiligenbeil, jetzt Dorfstraße 19, 24238 Mucheln, am 15. Januar

Marchel, Gerhard, aus Birkfelde, Kreis Lötzen, jetzt Hirschberger Straße 3 a, 21337 Lüneburg, am 27. Januar

Marczinczek, Dorothea, geb. **Gollub**, aus Moneten, Kreis Treuburg, jetzt Pestalozzistraße 34, 42899 Remscheid, am 25. Januar

Meisel, Luzia, geb. **Kallweit**, aus Hochdünen, Kreis Elchniederung, jetzt Dannhorstweg 6, 29336 Nienhagen, am 23. Januar

Meyer, Manfred, aus Sentken, Kreis Lyck, jetzt Heinrich-Wilhelm-Straße 2, 59494 Soest, am 24. Januar

Ohlendorf, Horst, aus Altmühle, Kreis Elchniederung, jetzt Bambergerhof 17, 66916 Breitenbach / Pfalz, am 26. Januar

Paul, Christel, geb. **Lupp**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Lindenweg 12, 26169 Friesoythe, am 21. Januar

Paulstadt, Kurt, aus Werden, Kreis Schloßberg, jetzt Schloßstraße 21, 13507 Berlin, am 26. Januar

Prengel, Paul, aus Braunsberg, jetzt Gartenstraße 2, 49082 Osnabrück, am 27. Januar

Sale, Paul, Dipl. Ing., aus Griesen, Petersgrund, Kreis Treuburg, jetzt Rathenaustraße 58, 99085 Erfurt, am 23. Januar

Salewski, Paul, aus Petersgrund, Kreis Lyck, jetzt Rathenaustraße 58, 99085 Erfurt, am 23. Januar

Sameluck, Erwin, aus Tapiau, Deimestraße, Kreis Wehlau, jetzt Rudolf-Sack-Weg 4, 34131 Kassel, am 23. Januar

Schäfer, Herta, geb. **Zywietz**, aus Klein Schläfken, Kreis Neidenburg, jetzt Ernst-Ludwig-Straße 41 B, 67550 Worms, am 23. Januar

Schiminski, Irma, geb. **Adam**, aus Freudenfeld, Krugdorf, Kreis Wehlau, jetzt Hagenower Straße 25, 19061 Schwerin, am 21. Januar

Schomann, Waltraut, geb. **Wermke**, aus Lyck, jetzt Berliner Straße 112, 19260 Vellahn, am 24. Januar

Schumacher, Otto, aus Deumenrode, Kreis Lyck, jetzt Hardtbach 20, 42477 Radevormwald, am 21. Januar

Stalzer, Egon, aus Grünbaum, Kreis Elchniederung, jetzt Roßbergstraße 16, 72622 Nürtingen, am 22. Januar

Tertel, Willi, aus Teichwalde, Kreis Treuburg, jetzt Am Spielplatz 12, 56470 Bad Marienberg, am 27. Januar

Wierzchowski, Helga, geb. **Gonell**, aus Widminnen, Kreis Lötzen, jetzt Rembrandtstraße 79, 53844 Troisdorf, am 26. Januar

Wittka, Gerhard, aus Neidenburg, jetzt Gölm 17, 22965 Todendorf, am 26. Januar



Kugland, Heinz, aus Königsberg, und Frau Elfriede, geb. **Sadowski**, aus Lyck, jetzt Liebfrauenstraße 22, 44083 Bochum, am 24. Januar

Achtung! Adressänderung!

Hamburg – Ab dem 15. Februar 2008 haben die Landsmannschaft Ostpreußen sowie die *Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt* eine neue Anschrift. Sämtliche Briefpost bitte ab diesen Zeitpunkt an die Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg.

Anzeigenschluß

Hamburg – Nach dem geänderten Anzeigenschluß bei der Ausgabe 4, ist ab der Ausgabe 5 der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* der Anzeigenschluß wieder Freitags, 12 Uhr.

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 19. Januar, 20.05 Uhr, N24: Berlin – Hitlers letzter Kampf.

Sonnabend, 19. Januar, 21 Uhr, Arte. Katharina die Große.

Sonnabend, 19. Januar, 21.10 Uhr, n-tv: Angriff auf die Tirpitz.

Sonntag, 20. Januar, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Sonntag, 20. Januar, 19.10 Uhr, n-tv: Der Untergang der SMS Dresden.

Sonntag, 20. Januar, 22.10 Uhr, n-tv: Jugend eines Diktators.

Mittwoch, 23. Januar, 20.15 Uhr, Tele 5: Im westen nichts Neues.

Mittwoch, 23. Januar, 21 Uhr, Arte: Sonderkommando Auschwitz-Birkenau.

Donnerstag, 24. Januar, 21 Uhr, Arte: Hamburger Lektionen.

Donnerstag, 24. Januar, 22.35 Uhr, MDR: Faustrecht hinter Gittern – Wege aus der Gewalt.

Donnerstag, 24. Januar, 23.20 Uhr, RBB: Super Size Me – Macht Fastfood krank.

Freitag, 25. Januar, 20.15 Uhr, NDR: Neue Heimat Ostpreußen – Rußlanddeutsche in Kaliningrad.

Freitag, 25. Januar, 20.15 Uhr, 3sat: Die Kinder der Flucht.

Freitag, 25. Januar, 21 Uhr, 3sat: Henry Dunant – Rot auf dem Kreuz.

Sonnabend, 26. Januar, 20.15 Uhr, ARD: So weit die Füße tragen.

»Preußisch, soldatisch und patriotisch«

Hermann Christian Thomasius war ein einzigartiger aufrechter Mensch

Trauerrede für Hermann Christian Thomasius. Anläßlich seiner Beisetzung gehalten vom Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Wilhelm v. Gottberg.

Ich möchte Gelegenheit nehmen, an dieser Stelle für die Freunde und Weggefährten des Verstorbenen seine Persönlichkeit zu würdigen. Wir trauern alle gemeinsam um einen einzigartigen Menschen. Hermann Christian Thomasius war durch seinen Charakter und seine Gesinnung im besten Sinne preußisch, soldatisch und patriotisch veranlagt. Sein Patriotismus bestand in einer – für die heutige Zeit ungewöhnlichen – großen Liebe zu Deutschland und seinen Menschen. Diese Liebe motivierte ihn, in samariterlicher Fürsorge seinen Mitmenschen, vorrangig seinen Schicksalsgefährten, zu dienen. Da sind zu nennen seine Wehrmachtskameraden und die Ostvertriebenen, deren Schicksal er als gebürtiger Ostpreuße teilte.

Worin bestand sein gelebtes Preußentum. Er hat in preußischer Pflichterfüllung dem Gemeinwohl gedient. „Unser Leben führt uns mit raschen Schritten von der Geburt bis zum Tode. In dieser kurzen Zeitspanne ist es die Bestimmung des Menschen für das Wohl der Gemeinschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten.“ Ein Zitat Friedrich des Großen. Dieser Lebensleitlinie ist Thomasius gefolgt. Er hat sich mit großer Hingabe in die Pflicht für seine Wehrmachtskameraden und die Ostvertriebenen nehmen lassen.



Hermann Christian Thomasius war immer im Dienst für Heimat und Vaterland. Foto: privat

»Für das Wohl der Gemeinschaft«

Jahrzehnte war er als Sprecher der ost- und westpreußischen Veteranenverbände von allen uneingeschränkt als moralische Autorität anerkannt. In dieser Funktion blieb er inoffiziell bis zum Tode. Unvergessen sind die Göttinger Ehrenmalfeiern, die er gemeinsam mit der Göttinger Ostpreußengruppe über viele Jahre immer am ersten Septemberwochenende organisiert hat. Ich habe öfter daran teilgenommen. Durch seine vorzügliche Verbindung zur Bundeswehr gelang es dem Verstorbenen, zu diesen Veranstaltungen Ehrenzüge der Bundeswehr gestellt zu bekommen. Auch die verbündeten westlichen NATO-Staaten haben zu den Ehrenmalfeiern soldatische Abordnungen gestellt. Die Briten stellten auch zweimal einen Musikzug. Für dieses völkerverbindende und friedenstiftende Wirken wurde Thomasius mit dem Europakreuz der Europäischen Veteranenverbände geehrt, ausdrücklich mit dem Hinweis verbunden, daß er einen wichtigen Beitrag zur Aussöhnung mit den ehemaligen Kriegsgegnern geleistet habe.

Hermann Christian Thomasius verkörperte die Tugenden Mut und Gehorsam. Das sind beste Eigenschaften des preußischen-deutschen Soldatentums. Er wurde mit 18 Jahren Soldat und hat dann durch mehr als sechs Jahre den feldgrauen Rock getragen. Es ist klar, das diese Zeit bestimmend für sein ganzes Leben wurde. Die Kriegsjahre, aber auch die Erziehung im Elternhaus formten aus ihm einen Offizier mit besten Führungseigenschaften. Zwei schwere Kopfverletzungen sowie eine Körperverletzung haben seinem Einsatz für sein Land keinen Abbruch getan. Er schrieb mir am 7. November 2001 ein Wort von Generaloberst Seekt, das er in den schweren Kriegsjahren verinnerlicht hatte. Zitat: „Die Ehre des Soldaten liegt nicht im Besserwissen und Besserwollen, sondern im Gehorsam. Eine Armee, die in sich einig und im Gehorsam bleibt, ist unüberwindlich“.

Ganz zum Schluß des Krieges im April 1945 konnte er als Bataillonskommandeur eines Jägerbataillons in der Armee Wenck mithelfen, – Zehntausend Soldaten wie Flüchtlingen den Übergang über die Elbe bei Tangermünde zu ermöglichen und sie damit vor der sowjetischen Gefangenschaft bewahren. Das bleibt ein ganz besonderes Ruhmesblatt im Leben unseres verstorbenen Freundes, der hoch dekoriert den Krieg überlebte.

Göttingen als Standort für ein Ehrenmal der ost- und westpreußischen Wehrmachtsverbände mußte aufgrund der dortigen politisch verhetzten studentischen Jugend Anfang der 90er Jahre aufgegeben werden. Zu oft wurde das Ehrenmal beschädigt und beschmiert. Hermann Christian Thomasius hat, nun schon im achten Lebensjahrzehnt stehend, mit bewundernswerter Energie mit seinen Veteranenverbänden die Finanzmittel für ein neues Ehrenmal in München-Oberschleißheim aufgebracht. Diese Gedenkstätte war dem Tannenbergdenkmal in Ostpreußen nachgebildet, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft Thomasius groß wurde.

Die Einweihung im Jahr 1995 wurde für alle, die dabei waren, zu einem unauslöschlichen Erlebnis für bewährte Kameradschaft und Treue. Denn Kameradschaft ist Treue, auch Treue gegenüber den im Felde gebliebenen Kameraden, und das schließt die Bewahrung ihrer Ehre ein. Hermann Christian Thomasius hat bis zu seinem Tod darunter gelitten, daß die Oberschleißheim-Anlage keinen Bestand hatte. Die Sicherung der 20 bronzenen Erinnerungstafeln des Ehrenmals hat er der LO als besonderes Vermächtnis aufgegeben.

Sein zweites großes ehrenamtliches Engagement galt seinen vertriebenen ostdeutschen Schicksalsgefährten. Er war lange Jahre Vorsitzender des BdV-Kreisverbandes Soltau-Fallingbostel. Mit diesem Amt gehörte er auch zeitweise dem erweiterten Landesvorstand des BdV in Niedersachsen an. Damit nicht genug, ließ er sich bei einer Führungskrise des Landesverbandes in die Pflicht nehmen und übernahm für drei Jahre den Vorsitz im BdV-Landesverband Niedersachsen. In dieser Zeit war ich einer seiner Stellvertreter, und er wurde mir in diesen Jahren zum Vorbild. Seine Gradlinigkeit, seine Verläßlichkeit, auch die Treue zum gegebenen Wort, sein Festhalten an den Werten der Vorfahren waren vorbildlich.

Das Beharren im Glauben, das Festhalten an der geschichtlich gewachsenen Tradition und die Liebe zum Vaterland, kurz, Glaube, Tradition, Vaterland, das waren die persönlichen Fixpunkte im Leben des Hermann Christian Thomasius. Er wußte sich darin einig, mit vielen seiner im Felde gebliebenen Offizierskameraden.

Was hat man ihm und seiner Generation nicht alles angetan. Man nahm ihm die Heimat, man nahm den Wehrmachtssoldaten die Ehre, man nahm ihnen die Werte, die sie von Eltern und Großeltern übernommen und versuchten weiterzugeben. Wohin wir damit gekommen sind, braucht in diesem Kreis nicht erläutert zu werden. Durch den Krieg wurden ihm drei Brüder und die Existenzgrundlage genommen. Trotzdem: Nichts konnte ihm rauben die Liebe und den Glauben an die zeitlosen Werte des Christentums und des Preußentums. Auch den hohen Wert einer intakten Familie für das Gemeinwesen hat er immer betont. Thomasius hat dem Zeitgeist widerstanden und eine gute Spur zurückgelassen. Er ist getreulich seinem Konfirmationsspruch gefolgt, der ihm bei seiner Konfirmation am 2. April 1936 mitgegeben wurde: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“. (Offb. 2,10)

Es war wohl seine Aufgabe – so sehe ich es, als Überlebender der waffentragenden Kriegsgeneration seine Mitmenschen immer wieder daran zu erinnern, daß es jenseits der staatlich verordneten Sichtweise über die deutsche Geschichte im 20igsten Jahrhundert auch noch eine an der historischen Wahrheit orientierte Sichtweise gibt. Dieser Aufgabe ist er umfassend nachgekommen. Die Instrumentalisierung der deutschen Schuld während der NS-Zeit zum Zwecke der politischen Gefügigkeit Deutschlands hat er scharf kritisiert. Unter der Diffamierung der Wehrmachtssoldaten hat er gelitten, dennoch die Ehre seiner Kameraden immer verteidigt.

Zu den nachgeborenen jungen Bundeswehroffizieren hatte der Verstorbene ein herzliches, väterlich-kameradschaftliches Verhältnis. Er blieb auch im Zivilberuf gewissermaßen im übertragenen Sinne lebenslang Soldat. Seinen überlebenden Offizierskameraden der Wehrmacht hat er zeitlebens Respekt und Anhänglichkeit entgegengebracht. Wer sein Vertrauen erworben hatte, der konnte mit seiner unverrückbaren Treue rechnen. Mir schrieb er am 3. Juni 2002, „Lieber Herr von Gottberg, für mich sind und bleiben Sie immer der alte Kürassier vom ostpreußischen Kürassierregiment Nr. 3 Graf Wrangel, in dem sowohl Ihr Vater und Großvater als auch mein Vater und zwei seiner Brüder gedient haben.“ Das war eine Ehrerbietung, über die ich mich sehr gefreut habe, die mir aber gleichwohl nicht zustand.

Wie Millionen andere Kriegsteilnehmer stand Thomasius 1945 nach Entlassung aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft vor dem Nichts. Mit Fleiß und Beharrlichkeit hat er sich nicht nur eine berufliche Existenz aufgebaut, sondern mit vielen anderen gemeinsam, die zerstörte Altbundesrepublik wieder aufgebaut. Die Ostvertriebenen, zu denen er gehörte, hatten daran überproportional Anteil.

»Ein großer Sohn Ostpreußens«

Ich bin dankbar, über 22 Jahre Weggefährte des Verstorbenen gewesen zu sein. Die Wertschätzung, die er mir und meiner ganzen Familie entgegengebracht hat, aber auch sein moralischer Zuspruch und mancher kluger Rat waren mir wichtige Hilfe nunmehr 17 Jahre an der Spitze der Landsmannschaft Ostpreußen wirken zu können. Deshalb kommt die vorgetragene Würdigung nicht in erster Linie von einem Freund, sondern von der großen Ostpreußenfamilie, die in der Landsmannschaft Ostpreußen organisiert ist. Hermann Christian Thomasius hat sich in ganz ungewöhnlicher Weise um Ostpreußen und die Ostpreußen und um sein deutsches Vaterland verdient gemacht. Ein großer Sohn Ostpreußens ist abberufen worden. Er bleibt uns allen, die wir ihn kennenlernen durften, unvergessen.

Wilhelm v. Gottberg
Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen

Hermann Christian Thomasius wurde am 7. Januar 2008 auf dem Friedhof der Friedenskirche in Vlotho / Uffeln zur letzten Ruhe gebettet. Dem Trauergottesdienst wurden Leitworte aus dem 90. Psalm und dem Johannisevangelium vorangestellt. Die Trauergemeinde sang am Schluß der Trauerfeier stehend den Choral von Leuthen. Über seinem Grab ertönte das Trompetensolo vom guten Kameraden.

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT
LANDESGRUPPEN



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Fürstenfeldbruck – Freitag, 1. Februar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe zum Faschingskränzchen in der Gaststätte Auf der Lände.

Ingolstadt – Sonntag, 20. Januar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Gasthaus Bonschab, Münchner Straße 8, Ingolstadt.

Weiden – Sonntag, 2. Februar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im „Heimgarten“.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremerhaven – Dienstag, 5. Februar, 14.30 Uhr, Treffen der Frauengruppe zur Fastnachtfeier im „Barlach-Haus“.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonntag, 27. Januar, 11 Uhr, Neujahrsempfang des Landesverbandes der vertriebenen Deutschen in Hamburg (LvD) im Haus der Heimat, Teilfeld 1, gegenüber der S-Bahnstation Stadthausbrücke. – Sonntag, 17. Februar, 14 Uhr, die Fahrt zur Dittchenbühne muß leider entfallen! Die Theateraufführung wird auf einen späteren Zeitpunkt verschoben. Eventuelle Rückfragen an W. Bridszuhn, Telefon (0 40) 6 93 35 20. Vielen Dank für Ihr Verständnis. – Sonntag, 24. Februar, 14 Uhr, Fahrt zur Dittchenbühne (neuer Termin!) und Besuch der Theateraufführung „Die Weber“. Abfahrt des Busses ab Kirchenallee (Hauptbahnhof) 14 Uhr, Kaffeetrinken 15 Uhr, Theateraufführung 16 Uhr, Rückfahrt gegen 18.30 Uhr. Gesamtpreis einschließlich Kaffeetafel 26 Euro (ohne Busfahrt 16 Euro). Anmeldung bei W. Bridszuhn, Telefon (0 40) 6 93 35 20.

HEIMATKREISGRUPPE



Heiligenbeil – Ostpreußentreffen 2008 in Berlin. Die Heimatgruppe Heiligenbeil bietet allen Landsleuten, die zum Treffen der Landsmannschaft Ostpreußen am 10. und 11. Mai 2008 wollen, die Möglichkeit, an diesem Treffen teilzunehmen. Reisebeginn am 8. Mai. Reiseverlauf: 1. Tag: Fahrt von Hamburg nach Potsdamm, Besucht des Schloßgartens von Sanssouci sowie des bekannten Weingartens, anschließend Besichtigung von Schloß Sanssouci. 2. Tag: Fahrt in den Spreewald mit Kahnfahrt, Mittagessen, Besuch des Freilandmuseums mit Führung. Zum Abschluß Besuch beim Spreewaldmüller. 3. Tag: Besuch des Deutschlandtreffens der Ostpreußen. 4. Tag: Besuch des Deutschlandtreffens der Ostpreußen, gegen 15 Uhr erfolgt die Heimfahrt. Preis bei Halbpension im DZ 264 Euro, inklusive Reiserücktrittversicherung, pro Person. Das Einzelzimmer kostet 309 Euro. Anmeldung bis 20. Januar bei Lm. K. Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60.



Insterburg – Mittwoch, 6. Februar, 14 Uhr, Treffen der Gruppe zur Jahreshauptversammlung mit Jahresrückblick und Kappenfest im „Zum Zeppelin“, Veranstaltungsraum Empore, Frohmestraße 123-125, 22459 Hamburg.



Sensburg – Sonntag, 20. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Gäste sind herzlich willkommen.

BEZIRKSGRUPPEN

Hamburg / Billstedt – Dienstag, 8. Februar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Ärztehaus, Restaurant, Möllner Landstraße 27, 22111 Hamburg. Gäste willkommen. Anmeldung bei Amelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 28. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88 (mit dem Bus 443 bis Waldquelle). Thema: „Auch der Winter kann schön sein – Winter im allgemeinen und besonders in Ost- und Westpreußen“.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Darmstadt – Sonntag, 20. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Luise-Büchner-Haus / Bürgerhaus Am See, Darmstadt-Neu-Kranichstein, Grundstraße 10 (EKZ). Nach der Kaffeetafel fröhliche Stunden beim „Preußischen Fasteloawend“. – Für die Busfahrt vom 9. bis 12. Mai zum Deutschlandtreffen der Ostpreußen nach Berlin sind noch Plätze frei. Preis pro Person für Fahrt und drei Übernachtungen mit Frühstücksbuffet: im Doppelzimmer 220 Euro, im Einzelzimmer 272 Euro. Informationen und Anmeldung bei Gerhard Schröder, Telefon (0 61 51) 14 87 88.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Bezirksgruppe Lüneburg – Vom 12. bis 22. Juni führt der Kreisverband Lüneburg Schutzgemeinschaft Deutscher Wald wieder eine Busreise nach Ostpreußen durch. Ziele sind Königsberg, Pillau, Rominten, Trakehnen, die Kurische Nehrung (Rossitten, Nidden), Memel, Wilna, Masuren und Thorn. Die Busfahrt beginnt und endet in Brietlingen bei Lüneburg. Es sind noch einige Plätze frei. Auskünfte erteilt Armin Eschment, Telefon (0 58 50) 97 28 30.

Helmstedt – Donnerstag, 24. Januar, 8.30 Uhr, Treffen zur wöchentlichen Wassergymnastik im Hallenbad. Nähere Auskünfte erteilt Helga Anders, Telefon (0 53 51) 91 11.

Oldenburg – Das neue Jahr eröffnete die Frauengruppe mit der Vorstellung der Kulturreferentin für Westpreußen, Magdalena Oxfort. Zu Anfang gedachte man der zwei, im vergangenen Jahr verstorbenen Mitglieder, und die Vorsitzende, Frau Borchers, gab den Jahresbericht 2007. Magdalena Oxfort berichtete von ihrer Arbeit und schilderte dann die Geschichte und Entwicklung des Westpreußischen Landesmuseums in Münster-Wolbeck. Als Angestellte des Beauftragten für Kultur und Medien, Staatsminister Bernd Neumann, soll sie wissenschaftliche Breitenarbeit für und mit Westpreußen machen. Sie macht viele Bildungsprojekte für Kinder und Jugendliche sowohl im Museum als auch auf Studienreisen nach Westpreußen. Geschichtsbildende Seminare sowie Theateraufführungen und Geschichtswerkstätten erläutern die Geschichte der Region an der unteren Weichsel. In diesem Jahr steht ein selber zu drehender Film über Westpreußen auf ihrer Agenda. Eine abwechslungsreiche Bilderfolge ihrer Arbeit bildete den Hintergrund ihrer Ausführungen, die deutlich machten, daß Westpreußen nicht tot ist und daß viel getan wird, mit und in Westpreußen zu arbeiten – und das alles auf Initiative und durch die Finanzen der Bundesregierung. – Mittwoch, 13. Februar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Stadthotel Eversten. Uwe Schubert, Vorsitzender des Vereins „Kinderaugen e.V“., Hude, organisiert Sammelaktionen und Transporte für Kinder in Litauen. Er berichtet von den dabei gemachten Erfahrungen. Mitglieder und Freunde sind herzlich eingeladen.

Osnabrück – Dienstag, 29. Januar, 16.45 Uhr, Kegeln im Hotel Ibis. – Donnerstag, 31. Januar, 15 Uhr, Literaturkreis in der Gaststätte Bürgerbräu. – Die Gruppe bietet vom 9. bis 17. Mai eine Fahrt nach Berlin an. Die Unterbringung erfolgt in einem guten Hotel mit Halbpension. Auf dem Programm steht das Deutschlandtreffen vom 10. bis 11. Mai. Darüber hinaus werden eine dreistündige Stadtführung in Berlin sowie Rundfahrten unternommen. Anmeldungen an Xenia Sensfuß, Telefon 43 07 51, oder Gertrud Franke, Telefon 6 74 79.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Gütersloh – Montag, 21. Januar, 15 Uhr, Treffen Ostpreußischer Singkreis in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Kontakt: Ursula Witt, Telefon 3 73 43. – Dienstag, 22. Januar, 15 Uhr, Treffen der Ostpreußischen Mundharmonika-Gruppe in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Kontakt: Bruno Wendig, Telefon 5 69 33. – Freitag, 25. Januar, 17.30 Uhr, Treffen der Gruppe zum „Eisbeinessen mit Tanzmusik“ im großen Saal des Brauhauses, Gütersloh. Auf dem Speiseplan steht Eisbein oder Kassler jeweils mit Sauerkraut, Kartoffelpüree oder Bratkartoffeln. Im Preis von 15 Euro sind ein leckeres Essen, Tanzmusik vom Duo Fokus, nette Leute und garantiert ein gelungener Abend enthalten. Eine Anmeldung ist umgehend erforderlich. Entweder bei Marianne Bartnik, Telefon (0 52 41) 2 92 11, oder Josef Block, Telefon (0 52 41) 3 48 41. – Am 10. und 11. Mai (Pfingsten

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 20

Aus den Heimatkreisen

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



ANGERBURG

Kreisvertreter: Kurt-Werner Sadowski. Geschäftsstelle und Archiv: Bärbel Lehmann, Telefon (0 42 61) 80 14, Am Schloßberg 6, 27356 Rotenburg (Wümme)

Einladung zur 50. Heimatpolitischen Tagung nach Rotenburg (Wümme) – Zu dieser traditionellen Veranstaltung am 23. / 24. Februar im Bürgersaal, Am Pferdemarkt 3, 27356 Rotenburg (Wümme) laden der Landkreis Rotenburg (Wümme) als Patenschaftsträger und die Kreisgemeinschaft Angerburg alle geschichtlich und kulturell interessierten Ostpreußen und deren Nachkommen herzlich ein. Eingeladen sind auch alle Freunde der Kreisgemeinschaft Angerburg. Ein Tagungsbeitrag wird nicht erhoben. Die Tagung findet in diesem Jahr zum 50. Male statt und hat aktuelle Themen nicht ausgeklammert, aber auch zur Verständigung mit unseren östlichen Nachbarn beigetragen. Aus Anlaß der 50. Heimatpolitischen Tagung gibt der Landkreis Rotenburg (Wümme), Patenschaftsträger der Angerburger, nach den Vorträgen des 1. Tages für die Tagungsteilnehmer im Tagungslokal (Bürgersaal) einen Empfang. Mit einem gemeinsamen Abendessen (Elchbraten) und einem Gedankenaustausch mit interessanten Tagungsteilnehmern endet der Tag. Bereits ab 14 Uhr ist am 23. Februar 2008 der Bürgersaal geöffnet, und es wird Kaffee / Tee und Kuchen angeboten. Nach der Eröffnung der Tagung um 15 Uhr wird Jochen-Konrad Fromme (MdB) einen „Bericht aus der Arbeitsgruppe Vertriebene, Flüchtlinge und Aussiedler der CDU / CSU Bundestagsfraktion“ geben. Es besteht somit die Möglichkeit, sich aus erster Hand über die Themen der Zeit zu informieren. Danach wird Dr. Stefan Garsztecki von der Universität Bremen das Thema „Vergangenheit und Gegenwart der polnischen und deutschen Beziehungen“ behandeln. Nach

den Vorträgen ist eine kurze Aussprache vorgesehen. Am Sonntag, 24. Februar, 9.30 Uhr, wird die Tagung mit einem Vortrag von Frauke Reinke-Wöhl aus Rotenburg (Wümme) fortgesetzt. Sie hat „Das Schloß Steinort der Grafen Lehndorff mit historischen und neuen Fotos“ zum Thema. Es ist schon ein Trauerspiel, wie mit diesem historischen Bauwerk nach 1945 umgegangen wurde. Die Tagung mit kompetenten Referenten verspricht wieder sehr interessant zu werden und wird gegen 12 Uhr enden. Die Teilnahme an der 50. Heimatpolitischen Tagung sollte für heimattreue Ostpreußen und deren Nachkommen selbstverständlich sein. Anmeldungen, auch für das Elchbratenessen zum Preis von 22 Euro pro Person einschließlich Dessert, und eventuelle Übernachtungswünsche werden bis zum 12. Februar 2008 (Posteingang) an die Geschäftsstelle der Kreisgemeinschaft Angerburg, Am Schloßberg 6, 27356 Rotenburg (Wümme), erbeten.



FISCHHAUSEN

Kreisvertreter: Wolfgang Sopha, Geschäftsstelle: Fahltskamp 30, 25421 Pinneberg, Tel.: (0 41 01) 2 20 37 (Di. und Mi., 9 bis 12 Uhr, Do. 14 bis 17 Uhr), Postfach 17 32, 25407 Pinneberg, E-Mail: geschaeftsstelle@kreis-fischhausen.de

Reise 2008 – In der Zeit vom 15. bis 21. / 22. August veranstalten die Kreise Pinneberg und der Kreis Cranz (Selenogradsk) in Zusammenarbeit mit unserer Kreisgemeinschaft ein Projekt „Deutsche Tage im Rayon Selenogradsk“. Zu dieser Veranstaltung bieten wir allen Kreismitgliedern eine Teilnahme an. Geplant ist eine Reise – wahlweise mit Flugzeug oder Kleinbussen (acht Personen) vom 13. / 14. bis 22. / 23. August – mit Unterbringung im Hotel Sambia in Cranz. Selbstverständlich werden auch wieder, in gewohnter Weise, Ausflüge und Unterhaltung angeboten, wobei die „Freizeit“ nicht zu kurz kommt. Da nur noch einige Plätze frei sind, sollten sich Interessenten möglichst umgehend – spätestens bis zum 25. Januar bei der Kreisgeschäftsstelle, Telefon (0 41 01) 2 20 37, oder beim Stellvertretenden Vorsitzenden per E-Mail: KALUN@ostseebad-cranz.de (Name, Vorname, Anschrift, DZ oder EZ, Flugzeug / Bus oder eigenem Auto beziehungsweise Eigenbuchung mit Eisenbahn) vorläufig anmelden. Die Teilnehmerzahl ist auf 50 Personen begrenzt. Spätere Anmeldungen können nicht mehr berücksichtigt werden, da wir Ende Januar die Preisabsprachen treffen werden. Bus-Fahrkosten (hin und zurück) rund 160 bis 180 Euro, bei Abholung von der Wohnung plus rund 50 Euro, DZ-Übernachtungskosten in Stettin Hotel Sambia DZ pro Person Ü / HP etwa 315 Euro, EZ etwa 420 Euro. Preise nur als Anhalt, richten sich nach der Teilnehmerzahl.



KÖNIGSBERG LAND

Kreisvertreterin: Gisela Broschei, Bleichgrabenstraße 91, 41063 Mönchengladbach, Telefon (0 21 61) 89 56 77, Fax (0 21 61) 8 77 24. Geschäftsstelle: Im Preußen-Museum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Telefon (05 71) 4 62 97, Mi. Sa. u. So. 18-20 Uhr.

Angebot – Aus Anlaß der über 60jährigen Wiederkehr von Flucht und Vertreibung empfehlen wir – die Kreisgemeinschaft – als Lektüre oder Geschenk: „Die Kämpfe um Ostpreußen und das Samland“, von Helmut Borkowski, 175 Seiten , DIN-A4-Format, zum Preis von 15 Euro einschließlich Versandkosten. Die textlichen Abhandlungen erstrecken sich inhaltlich über den Zeitraum vom Sommer 1944 bis zu den Ereignissen und Endkämpfen im Frühjahr 1945. Die teilweise bis in die Details gehenden Darstellungen fesseln auch die nicht aus Ostpreußen stammenden Leser. Es sind in diesem Werk, in begrenztem Umfang, auch Texte aus russischen Quellen wiedergegeben. Zu beziehen durch die Heimatkreisgemeinschaft Landkreis Königsberg, im Preußen-Museum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Telefon (05 71) 4 62 97, täglich zwischen 19 und 21 Uhr.



LABIAU

Kreisvertreterin: Brigitte Stramm, Hoper Str. 16, 25693 St. Michaelisdonn / Holstein, Tel. (0 48 53) 5 62, Fax (0 48 53) 7 01. Geschäftsstelle: Hildegard Knutti, Telefon (04 81) 6 24 85, Lessingstraße 51, 25746 Heide, info@strammverlag.de, Internet: www.labiau.de

Auch im Jahr 2008 fahren wir in die Heimat (Bei allen Reisen Änderungen vorbehalten) – Eine Reise nach Ostpreußen ist immer ein Erlebnis. Viele fahren in ihre Heimat, aber auch immer mehr Jüngere begeben sich auf die Reise, auf den Spuren ihrer Vorfahren, um das Land kennenzulernen, in dem die Wurzeln der Familie liegen. Ostpreußen-Interessierte sind ganz herzlich willkommen, denn nach Ostpreußen fährt man mit Ostpreußen. A. Busreise zum Deutschlandtreffen nach Berlin 9. bis 11. Mai 2008; 1. Maiglöckchenfahrt – Nordostpreußen und Masuren, 10 Tage, 19. bis 28. Mai, Busreise, Fahrer: Detlef Tritschler; 2. Sommer in Ostpreußen – Flugreise, 6 Tage, 25. Juli bis 30 Juli. Die Reisen können nur bei ausreichender Beteiligung stattfinden. Sollte Ihr Partner ausfallen, erfolgt unter Umständen eine Einzelzimmerberechnung. Empfehlenswert, auf jeden Fall eine Reiserücktrittversicherung. Bitte checken Sie, ob Sie eine Auslandskrankenversicherung haben, da diese in Rußland vorgeschrieben ist. Gegebenenfalls gleich mit buchen.

Reise 1: Maiglöckchenfahrt Nordostpreußen und Masuren – 10 Tage vom 28 April bis 7. Mai 2007. Reiseverlauf: 1. Tag: Anreise über den deutsch-polnischen Grenzübergang Kolbaskowo bei Stettin zur Zwischenübernachtung in Kolberg im Hotel New Skanpol. 2. Tag: Nach dem Frühstück Weiterreise nach Groß Baum bei Labiau. In der Hotelanlage Forsthaus sind vier Übernachtungen mit Vollpension geplant. 3. Tag: – An diesem Tag unternehmen Sie den ganztägigen Ausflug auf die Kurische Nehrung. Dieser Nationalpark mit seiner einzigartigen Dünenlandschaft, Kiefernwäldern und weißen Stränden wurde in die Liste des Unesco-Naturerbes eingetragen. Sie besuchen das beliebte Ostseebad Cranz, das alte Fischerdorf Sarkau und die bekannte Vogelwarte bei Rossitten. 4. Tag: Taxitag. Heute haben Sie die Gelegenheit, Ihre Heimatdörfer und -orte in eigener Regie zu besuchen (Berechnung erfolgt vor Ort). 5. Tag: An diesem Tag ist der ganztägige Busausflug an die samländischen Steilküste vorgesehen. Sie besuchen Rauschen, einst bekannter Kurort mit liebevoll gepflegten alten Villen und berühmte Küstenpromenade, sowie Palmnicken mit dem einzigen Bernsteintageabbau der Welt. Hier besichtigen Sie unter anderem das in einem alten restaurierten Haus aus dem 14. Jahrhundert neu eingerichtete Museum „Bernsteinschloß“ und haben Gelegenheit, in einer Bernsteinmanufaktur einzukaufen. 6. Tag: Heute verlassen Sie Groß Baum und fahren über Königsberg (dort Stadtrundfahrt / Besichtigung) und den Grenzübergang Preußisch Eylau nach Masuren. Dies ist der südlichste Teil von Ostpreußen, ein Land der 3000 Seen und eine der schönsten Regionen Europas. In Nikolaiken im Hotel Golebiewski sind drei Übernachtungen vorgesehen. Nikolaiken liegt in malerischer Umgebung an der Masurischen Seenplatte. Das Hotel Golebiewski mit komfortablen Zimmern, sehr gutem Essen und großem Erholungskomplex / Badelandschaft liegt direkt am Ufer des Talter-Sees. Abendessen im Hotel. 7. Tag: Heute unternehmen Sie eine ganztägige Masurenrundfahrt und lernen den nördlichen Teil kennen. Sie besuchen das Städtchen Rhein (Ryn) – das schon von weitem die Aufmerksamkeit durch seine charakteristischen Windmühlen aus dem 19. Jahrhundert sowie das Schloß aus dem 14 Jahrhundert auf sich zieht sowie den typischen Touristenort Lötzen (Gizycko). Sie besichtigen Hitlers Hauptquartier „Wolfschanze“ bei Rastenburg und Heiligelinde – die dreischiffige Basilika mit der berühmten Barockorgel. Abendessen im Hotel. Abends Schiffsfahrt auf den Spirdingsee hinaus. 8. Tag: An diesem Tag werden Sie den südlichen Teil Masurens kennenlernen. Piska-Urwald und die Johannisburger Heide prägen hier die Landschaft, deren Schönheit immer wieder viele Künstler inspirierte. Hier wurde der deutsche Schriftsteller Ernst Wiechert geboren. Inmitten dieser einmaligen Landschaft unternehmen Sie eine erlebnisreiche Stakfahrt auf der Kruttinna. Der Fluß windet sich in zahllosen Kurven mit einer sehr sanften Strömung durch unberührte Wälder und Wiesen. Am Abend Rückkehr zum Hotel und Abendessen. 9. Tag: Heute heißt es: Abschied nehmen von Masuren und Weiterfahrt über Allenstein (Olsztyn), Elbing (Elblag) und Danzig (Gdansk) zu Ihrer letzten Übernachtung in Stolp (Slupsk) mit Zwischenstopp in Danzig. Genießen Sie die einzigartige Atmosphäre dieser alten Hansestadt. Die letzte Übernachtung in Stolp ist im Hotel Staromiejski geplant. Das Hotel liegt direkt in der Altstadt. Sie werden die Gelegenheit haben, einen Spaziergang durch diese gastfreundliche Stadt mit ihren vier Stadttoren und den romantischen mittelalterlichen Gassen zu unternehmen. Abendessen im Hotel. 10. Tag: Nach dem Frühstück treten Sie Ihre Heimreise an. Eingeschlossene Leistungen: Fahrt mit modernem Fernreisebus, 1 Ü / HP im Hotel New Skanpol in Kolberg (Kolobrzeg), 4 Ü/ VP in der Hotelanlage Forsthaus in Groß Baum (Sosnovka) bei Labiau, 3 Ü /HP im Hotel Golebiewski in Nikolaiken (Mikolajki), 1 Ü / HP im Hotel Staromiejski in Stolp, Buseinsatz in Sarzbüttel / Dithmarschen (dort kann Ihr Pkw kostenlos geparkt werden), Stopps in Hamburg, an der BAB A 24 und Bernau bei Berlin. Mindestteilnehmerzahl: 25 Personen 909 Euro, Mindestteilnehmerzahl 30 Personen 879 Euro (EZ-Zuschlag 130 Euro), Visum 53 Euro (Stand November 2007). Im Preis enthalten: Ständige Reiseleitung in Rußland (ohne Eintrittsgelder in Königsberg), Reiseleitung in Polen vom 24. bis 27. Mai, Naturschutzgebühr und Besuch der Vogelwarte Rossitten / Kurische Nehrung. Alle Besichtigungen, wie beschrieben inklusive „Bernsteinschloß“-Museum in Palmnicken. Schiffsfahrt in Masuren und Stakfahrt auf dem Fluß Kruttinna.

Reise 2: Sommer in Ostpreußen – Flugreise nach Nord-Ostpreußen vom 25. bis 30. Juli – Reiseverlauf: 1. Tag: Abflug von Deutschland nach Königsberg (Kaliningrad). Am Flughafen Königsberg werden Sie vom Flughafentransfer-Dienst erwartet und fahren nach Groß Baum bei Labiau. In der Hotelanlage Forsthaus sind 5 Ü / VP reserviert. 2. Tag: „Labiauer Tag“ und Fahrt nach Königsberg, dort Stadtrundfahrt. 3. Tag: Festtag in Groß-Legitten, Einweihung des Gedenksteins / Taxitag. 4. Tag: Kurische Nehrung. 5. Tag: Rauschen und Palmicken. 6. Tag:

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 21

Landsmannschaftl. Arbeit

Fortsetzung von Seite 19

2008) findet in Berlin das Deutschlandtreffen der Ostpreußen statt. Die Gruppe organisiert eine dreitägige Fahrt. Auf dem Programm stehen neben dem Besuch der Veranstaltung auf dem Messegelände eine Rundfahrt in Potsdam, eine Lichterfahrt durch Berlin mit Besuch der Hackschen Höfe, des neuen Hauptbahnhofes und Besichtigung des Reichtagsgebäudes. Nähere Informationen wie zum Beispiel Fahrpreis sowie Anmeldung bei Marianne Bartnik, Telefon (0 52 41) 2 92 11, oder auf der Internetseite: www.jagalla.info.

Neuss – Herbert Dombrowski, ein ostpreußisches Urgestein, ist am 4. Januar 2008 im Alter von 82 Jahren verstorben. Der gelernte Metzgermeister, geb. am 12. April in Groß Gablik, Kreis Lötzen / Ostpreußen, war über 23 Jahre 1. stellvertretender Vorsitzender der Gruppe Neuss, die er mit seiner Weitsicht maßgeblich mit geprägt hat. Als Herbert Dombrowski zwei Jahre alt war, zogen seine Eltern nach Adlersdorf, Kreis Lötzen. Dort erlernte er bei seinem Vater August das Fleischerhandwerk. Direkt nach der Lehre wurde er zum Arbeitsdienst nach Schwallen, Kreis Johannisburg, eingezogen. Später als Soldat war Herbert Dombrowski als Funker in Allenstein, Königsberg und in Südfrankreich stationiert. Er kam in Gefangenschaft, aus der er am 31. Januar 1946 entlassen wurde, und hatte jetzt keine Heimat und keine Familie mehr. Als junger Metzger schlug er sich durchs Leben, ging auf Wanderschaft und erwarb 1955 in Düsseldorf den Meistertitel im Fleischerhandwerk. Er lernte seine Frau Rita kennen, und im Juli 1960 eröffnete Herbert Dombrowski, acht Tage nach seiner Hochzeit, eine Fleischerei in der Ulmenstraße in Düsseldorf. Beide führten das Geschäft hervorragend, und es kam ein Partyservice dazu. Zu seiner Kundschaft zählten unter anderem James Last, Udo Jürgens und die Gruppe Bonny M. Seine ostpreußischen Spezialitäten wurden mittlerweile weltweit versand. Mit Ständen auf den großen Bundestreffen der Ostpreußen in Köln und Düsseldorf sorgte Herbert Dombrowski für das leibliche Wohl der vielen Ostpreußen und deren Gästen. 1946 trat der Ostpreuße in die Landsmannschaft in Oldenburg, 1960 in die von Düsseldorf und am 22. Januar 1983 in die Gruppe Neuss ein. 30 Jahre lang waren die Eheleute Dombrowski Mitglied im T. D. Tanzsportclub Düsseldorf Rot-Weiß, mit dem sie heute noch freundschaftlich verbunden sind. In dieser Zeit errangen sie das bronzene und silberne Tanzsportabzeichen. So liegt es auch auf der Hand, daß beide Mitbegründer der Trachten- und Volkstanzgruppe der Gruppe Neuss sind, die heute nicht mehr auftritt. Wir, die Landsmannschaft Ostpreußen, werden sein Andenken stets in Ehren halten. Nun mußten wir Herrn Dombrowski zur letzten Ruhe auf dem Kaarster Friedhof begleiten.

Remscheid – Die Gruppe plant vom 8. bis 10. Mai 2008 eine gemeinsame Busfahrt mit Rahmenprogramm zum Deutschlandtreffen in Berlin. Vorrangig ist der Besuch des Deutschlandtreffens, jedoch ist für den 8. und 9. Mai neben einer Stadtrundfahrt auch ein Besuch in Potsdam vorgesehen. Für den freien Abend stehen Möglichkeiten wie zum Beispiel Wintergarten oder Friedrichstadtpalast offen. Karten dafür können gebucht werden. Das Programm kann jedoch noch Änderungen erfahren. Das Hotel, mit komfortablen Zimmern, liegt im Zentrum zwischen Kurfürstendamm und Potsdamer Platz. Die Reservierung der Zimmer erfordert eine möglichst baldige Entscheidung seitens interessierter Landsleute und Gäste. Wer möchte sich aus dem Raum Remscheid und Umgebung anschließen? Nähere Auskunft erteilt Frau Nagorny, Telefon 6 21 21.

Wesel – Donnerstag, 31. Januar, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Heimatstube. – Vom 10. bis 12. Mai fährt die Gruppe zum Deutschlandtreffen der Ostpreußen nach Berlin. Interessenten können ab sofort bei Kurt Koslowski, Telefon (02 81) 6 42 27, oder Paul Sobotta, Telefon (02 81) 4 56 57, Auskünfte einholen und sich verbindlich anmelden. Dieses Angebot gilt auch für Interessenten aus dem Umfeld Moers und Oberhausen.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Kaiserslautern – Sonnabend, 2. Februar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der Heimatstube, Lutzerstraße 20, Kaiserslautern.

Ludwigshafen – Freitag, 1. Februar, 16 Uhr, Treffen der Gruppe zur närrischen Fastnachtsitzung im Haus der Arbeiterwohlfahrt, Forsterstraße, Ludwigshafen-Gartenstadt. Wer möchte kann sich närrisch verkleiden. – Vom 9. bis 12. Mai fährt die Gruppe zum Deutschlandtreffen nach Berlin. Wer Interesse hat mitzufahren, müßte sich umgehend anmelden. Auskünfte und Anmeldung bei W. Komossa, Telefon (0 62 33) 5 03 66, oder G. Radons, Telefon (06 21) 40 89 77.

Mainz – Sonnabend, 19. Januar, 14.30 Uhr, Jahreshauptversammlung der Gruppe im Blindenzentrum Main, Untere Zahlbacher Straße 68. Tagesordnung: Begrüßung, Totenehrung, Bericht des 1. Vorsitzenden, Bericht der Kassenführerin, Bericht der Kassenprüfer, Bericht der Frauenreferentin, Verschiedenes (Aussprache), Wahl des Wahlleiters und Entlastung des Vorstandes, Neuwahl des Vorstandes. Anschließend närrischer Heimatnachmittag mit Kreppelkaffee. Die Kreppel bitte bestellen bei Frau Biniakowski, Telefon (0 61 31) 67 73 95. Um lustige Beiträge zur Fastnacht wird gebeten.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 30. Januar, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im „Bestehornhaus“, Hecknerstraße 6, 06449 Aschersleben, Telefon (0 34 73) 9 28 90

Dessau – Montag, 4. Februar, 14.30 Uhr, Treffen der Singgruppe im Waldweg 14.

Magdeburg – Dienstag, 29. Januar, 13.30 Uhr, Treffen der „Stickerchen“ in der Immermannstraße.

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung von Seite 20

Nach dem gemeinsamen Frühstück Fahrt zum Flughafen und Rückflug in die Bundesrepublik Deutschland. Wer in seinen Heimatort fahren möchte, hat die Möglichkeit, ein Taxi zu bestellen (Berechnung vor Ort). Eingeschlossene Leistungen: Direktflug mit der Fluggesellschaft KD-Avia (Bundesrepublik Deutschland – Königsberg – Bundesrepublik Deutschland). Die Flüge werden von den Flughäfen Berlin-Tegel, München, Düsseldorf und Hannover angeboten. In Königsberg treffen die Flugzeuge nahezu zum gleichen Zeitpunkt ein, gemeinsam fahren wir dann mit dem Bus nach Groß Baum. Der Bus steht während der Reisetage für unsere Gruppe zur Verfügung. Transfer Flughafen Königsberg – Groß Baum am 25. Juli. Transfer Groß Baum – Flughafen Königsberg am 30. Juli. 5 Ü / VP in der Hotelanlage Forsthaus (Frühstück, Lunchpaket, abends warmes Essen). 705 Euro pro Person im DZ (Mindestteilnehmerzahl 20 Personen), EZ-Zuschlag 65 Euro, Visagebühren 53, Euro, 680 Euro pro Person im DZ (Mindestteilnehmerzahl 25 Personen). Die Preise sind inklusive Flughafenzuschlag, Eintrittsgelder sind nicht im Preis enthalten. Programm laut Reiseverlauf Busgestellung für die gesamte Reisezeit, Ständige russische Reiseleitung. Der Reisepreis beinhaltet den Flugpreis in drei günstigsten (je nach Verfügbarkeit) Buchungsklassen mit folgenden Tarifbestimmungen: Das Ticket muß innerhalb von 72 Stunden nach der Reservierung bezahlt und ausgestellt werden. Tarif nicht erstattbar. Stornogebühren 100 Prozent. Wir empfehlen dringend den Abschluß einer Reiserücktrittskostenversicherung. Die Flugtickets werden als Gruppenbuchung bestellt, sobald die Mindesteilnehmerzahl von 20 Personen erreicht ist. Weitere Tarife (ohne „Ticketingfrist") auf Anfrage. Bitte beachten Sie, daß bei diesen Tarifen der Gesamtreisepreis sich um rund 50 bis 100 Euro, je nach Verfügbarkeit, erhöhen kann.

Busfahrt zum Deutschlandtreffen der Ostpreußen in Berlin vom 9. bis 11. Mai – Uns ist es gelungen, trotz der Pfingstfeiertage und der damit verbundenen Preisgestaltung sowie bereits vorhandenen Reservierungen speziell in Berlin ein schönes Hotel in der Stadt zu finden. Nutzen Sie die Möglichkeit, streßfrei und bequem zum Treffen anzureisen. Abfahrt 9. Mai, 8 Uhr, ab Sarzbüttel (Buseinsatz auf dem Betriebshof der Firma Schwarz). Stopps, je nach Anmeldung in Itzehoe, Pinneberg, Hamburg und an der A 24. Am Anreisetag wollen wir Schloß Rheinsberg und das Brandenburg-Preußen-Museum in Wustrau besuchen. Eingeschlossene Leistungen: Fahrt mit dem Reisebus Firma Schwarz (Busgestellung für die gesamte Reisezeit), Stadtführung / Stadtrundfahrt Berlin am 10. Mai (Vormittag / vier Stunden) Gegen 13 Uhr werden wir dann am Messegelände sein, gerade richtig zur Mittagszeit. Nicht im Preis eingeschlossene Leistungen: Besichtigung Rheinsberg und Preußen-Museum in Wustrau (www.brandenburg-preussen-museum.de), zwei Übernachtungen mit Frühstück im Hotel Olivaer Apart Hotel (www.olivaer-apart-hotel.de). Preis pro Person 200 Euro im DZ (Mindestteilnehmerzahl 30 Personen), EZ-Zuschlag 52 Euro. Bei allen Reisen Änderungen vorbehalten. Reisebegleitung, Anmeldung oder Info für diese Reisen bei: Brigitte Stramm, Hoper Straße 16, 25693 St. Michaelisdonn / Holstein, Telefon (0 48 53) 5 62, Fax (0 48 5 3) 7 01, E-Mail: info@strammverlag.de. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich recht zahlreich für die Reisen anmelden, denn nur bei ausreichender Teilnahme können wir das Programm aufrechterhalten. Ich möchte so lange es geht, den Landsleuten und auch Ostpreußenfreunden die Möglichkeit der Reisen in den Heimatkreis beziehungsweise nach Ostpreußen anbieten können. Ich begleite alle Reisen persönlich.



MOHRUNGEN

Kreisvertreter: Günter Dombrowski, Portweg 12, 31863 Coppenbrügge, Telefon und Fax (0 51 56) 16 33. Kulturreferentin: Gisela Harder, Moorfleeter Deich 395, 22113 Hamburg, Telefon (0 40) 7 37 32 20

Dorfchronik Kahlau – Für Kahlau, Kreis Mohrungen, hatten die Lehrer Friedrich Kopitzki und Benno Eichler die Chronik des Dorfes, verbunden mit der Frühgeschichte Pomesaniens und eigenen Erinnerungen, aufgeschrieben. Bauer Otto Strauß und seine Helfer haben nach dem Krieg mit viel Mühe eine Liste aller Dorfbewohner, der Gefallenen, Vermißten und Verschleppten so akkurat wie möglich erforscht und zusammengestellt sowie noch eigene Erlebnisse und Geschichten hinzugefügt. Ergänzt wird die Chronik durch einen großen Dorfplan, Fotos und Ansichtskarten. Dadurch ist es ein informatives und interessantes Lesebuch der Heimat von über 180 Seiten geworden. Einige Exemplare sind noch vorhanden. Wer interessiert ist, schreibt an Heinz J. Will, Flaumbachstraße 32, 56858 Haserich, Telefon (0 65 45) 61 52.



ORTELSBURG

Kreisvertreter: Edelfried Baginski, Tel. (02 09) 7 20 07, Schweidnitzer Straße 21, 45891 Gelsenkirchen. Geschäftsführer: Manfred Katzmarzik, Tel. (02 31) 37 37 77, Am Kirchenfeld 22, 44357 Dortmund

Musizierendes Ehepaar Günter und Gertrud Götz – Der Krieg hat ihn zum Heimatvertriebenen gemacht. Seit er 1951 in die Südpfalz kam, hat er sich hier in Vereinen engagiert. Die große Liebe hat er auch in der Südpfalz gefunden. Mit Gertrud zusammen widmet er sich der Leidenschaft Musik und erinnert sich dabei an die Heimat. Seine Gedanken hat er nun auf CD gebannt. Als es aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr so gut mit dem Sport ging, fand er zur Musik. Früher, als die beiden Töchter des Ehepaares Musikinstrumente erlernten, fragte Papa Günter immer wieder, wie das mit den Noten funktioniere. Und so lernte er zusammen mit seinen Kindern. Vor rund 15 Jahren richtet er sich ein kleines Studio-Zimmer ein. Gertrud Götz war schon immer musikalisch. Geld für Instrumente hatte die Familie früher nicht, und so wurde vor allem gesungen. Die Übung hat sich bezahlt gemacht, denn auch heute noch hat Gertrud eine schöne Singstimme. Man wurde auf das musikalische Paar aufmerksam, und so kam es zu einem ersten öffentlichen Auftritt bei einem Altennachmittag. Es folgten Auftritte bei Jubiläumsfeiern. Günter schrieb die Lieder, spielte sie mit seinen Instrumenten ein, und gemeinsam sang man die Texte. Nun hat das „Duo Gertrud und Günter" eine CD mit dem Titel „Lieder, die von Herzen kommen" herausgebracht. Beim Titel „Heimatgedanken" erinnert sich Günter Götz an seine Vergangenheit. Beim zweiten Titel „Freunde sind unser Elixier" wird deutlich, was den beiden wichtig ist. Auch die künstlerische Gestaltung übernahm Günter persönlich. Gertrud Götz wurde 1932 geboren und lebte immer in der Südpfalz. Auch in Kriegszeiten ging sie nicht fort aus Schaidt. Im Eiskeller suchte man damals Schutz, drei Tag lang wurde sie einmal dort eingesperrt. Prägende Erinnerungen, die Teil ihres Lebens sind. Doch sie war – anders als ihr Mann, der sie 1955 heiratete – stets in ihrer Heimat. Für Günter, der 1930 in Ortelsburg geboren wurde, sind die frühen Kindheitserinnerungen eher trübe. Die Familie – es gab mit ihm sieben Geschwister – hatte nur wenig Geld zum Leben, der Vater war immer mal wieder arbeitslos. Doch die Schule beendete er mit einem guten Abschluß, und absolvierte eine Lehre zum Tischler. Als der Betrieb damals nur noch Verpackungskisten anfertigte, überkam ihn eine Vorahnung, die sich bestätigen sollte: Man mußte hastig die Flucht ergreifen. Am 19. Januar 1945 ging es mit Handgepäck und viel Kleidung mit dem Rodelschlitten zum Bahnhof. Mit einem überfüllten Zug ging es nach Leipzig. Auf eigene Faust zog man weiter zu einer Verwandten. Doch auch von dort mußte man flüchten. Unterwegs fand Günter einen Revolver und spielte damit. Ein Schuß löste sich und traf den Cousin im Hals. Er wollte am liebsten selbst sterben, doch der Cousin überlebte wie durch ein Wunder. Die Flucht in den Kriegswirren ging weiter. 1950 fanden die Eltern eine Unterkunft in Frekkenfeld. Ein Jahr später folgte Günter. Allen Heimatvertriebenen widmet Günter Götz seine CD. „Meine Gedanken sind oft in der Heimat", singt Götz.

PREUSSISCH HOLLAND

Kreisvertreter: Bernd Hinz. Geschäftsstelle: Gudrun Collmann, Telefon (0 48 23) 85 71, Allee 16, 25554 Wilster

Ortschronik Steegen – Von der Gemeinde Steegen mit Siebenhufen und Wickerau hat Fritz Lerbs eine ausführliche Chronik, auch mit Informationen zum Kirchspiel Marienfelde, von rund 200 Seiten Umfang mit vielen Bildern zusammengestellt. Eine kleine Anzahl Exemplare dieser Chronik ist noch verfügbar bei Heinz J. Will, Flaumbachstraße 32, 56858 Haserich, Telefon (0 65 45) 61 52.

TILSIT-RAGNIT

Kreisvertreter: Hartmut Preuß, Hordenbachstraße 9, 42369 Wuppertal, Tel. (02 02) 4 60 02 34, Fax (02 02) 4 96 69 81. Geschäftsstelle: Eva Lüders, Tel. / Fax (0 43 42) 53 35, Kührenerstraße 1 b, 24211 Preetz

Ostpreußenfahrten 2008 – Die Kreisgemeinschaft führt in diesem Jahr wieder zwei Busfahrten in die Heimat durch. Die erste Reise ist eine zehntägige Fahrt vom 17. bis 26. Juni, Reiseleiter ist Klaus-Dieter Metschulat. 1. Tag: Die erlebnisreiche und informative Fahrt beginnt in Mönchengladbach und führt über Bochum, Hannover und Berlin zur Hotelübernachtung nach Schneidemühl. Weitere Zusteigmöglichkeiten bestehen an den Raststätten entlang der Autobahnstrecke. 2. Tag: Wir fahren die Hauptburg des Deutschen Ritterordens, die Marienburg, an. Weiter geht es über Elbing zum Grenzübergang Braunsberg / Heiligenbeil in das Königsberger Gebiet. Übernachten werden wir im erst neu renovierten Hotel Rossia in Tilsit oder, nach Ihrer Wahl, im ebenfalls renovierten Hotel Kronos in Ragnit. 3. / 4. Tag: In Tilsit beziehungsweise Ragnit werden wir zwei Tage bleiben. Sie haben von hier aus die Gelegenheit, Ihre Heimatdörfer zu besuchen. Taxen können vermittelt werden. Alternativ bieten wir Tagesausflüge an. An einem Tag ist folgendes Programm geplant: Stadtführung durch Tilsit, Fahrt zum weit bekannten ostpreußischen Heimatmuseum nach Breitenstein, Besichtigung des traditionsreichen Landesgestüts Georgenburg, Weiterfahrt nach Insterburg und Gumbinnen. An einem anderen Tag fahren wir nach Königsberg, wo uns eine ausführliche Stadtführung erwartet. 5. Tag: Über die Königin-Luise-Brücke reisen wir durchs Memelland nach Memel. Nach einer Stadtbesichtigung setzt der Bus mit einer Fähre auf die Kurische Nehrung zur Hotelübernachtung in Nidden über. 6./7. Tag: Im wohl schönsten Urlaubsort (Nidden) werden wir zwei Tage bleiben. Uns erwarten eine Menge Glanzpunkte, so unter anderem die höchste Wanderdüne Europas („Hohe Düne"), das Thomas-Mann-Haus, Gelegenheit zum Bernsteinsammeln an der Ostsee, eine Fahrt auf das Kurische Haff und als besonderer Höhepunkt: die Mittsommernachtsfeier der Litauer. Einmal werden wir nach Schwarzort fahren und einen Rundgang auf dem berühmten „Hexenberg" mit seinen Holzskulpturen aus der litauischen Märchen- und Sagenwelt unternehmen. 8. Tag: Wir fahren bis Danzig. Unterwegs wird die Vogelwarte Rossitten besucht und wenn es die Zeit erlaubt – das Ostseebad Rauschen angefahren sowie ein Fotostopp in Frauenburg eingelegt. 9. Tag: Vormittags steht eine Besichtigung der Altstadt Danzigs auf dem Programm, anschließend fahren wir zur Übernachtung nach Stettin. 10. Tag: Heimreise zu den Einstiegshaltestellen bei der Hinfahrt. Ausführliches Programm und weitere Informationen bei Klaus-Dieter Metschulat, Telefon (0 21 66) 34 00 29, Fax (0 21 66) 39 17 66.

2. Reise (Leitung Eva Lüders); neuntägige Sommerreise Tilsit-Ragnit und Masuren vom 16. bis 24. August – 1. Tag: ab Hannover über Berlin mit Zusteigemöglichkeiten entlang der Fahrtroute (zum Beispiel an Autobahnraststätten und nach Absprache) bis nach Stolp in Pommern. Abendessen und Zwischenübernachtung in Stolp. 2. Tag: Nach dem Frühstück Fahrt auf die Halbinsel Hel (Putziger Nehrung) vorbei an Heisternest bis zum Ferienort Hel. Von hier Schiffsfahrt über die Danziger Bucht bis nach Gdingen. Nach kurzer Mittagspause in Danzig mit Möglichkeit zum individuellen Spaziergang durch die Altstadt. Weiterfahrt vorbei an Elbing über Cadinen mit Fotostop an der 1000jährigen Eiche nach Frauenburg. Hier besichtigen wir den imposanten Dom, einst die Wirkungsstätte von Nicolaus Copernicus. Anschließend Weiterfahrt über die polnisch-russische Grenze, wo ein deutschsprachiger Betreuer wartet. Weiterfahrt nach Ragnit. Aufgrund der Hotelsituation in Ragnit muß die Gruppe hier auf mehrere zur Verfügung stehende Unterkünfte aufgeteilt werden. Die Unterkunft ist wahlweise im „Haus der Begegnung" oder im Hotel Kronus vorgesehen. Auf Wunsch ist auch eine Unterkunft im Hotel Rossija in Tilsit möglich. Sowohl das „Kronus" in Ragnit, als auch das „Rossija" in Tilsit sind frisch renoviert und haben inzwischen einen guten Standard. Im besonders beliebten „Haus der Begegnung" werde die Gäste in bewährter Weise von der Familie umsorgt. 3. Tag: Heute steht eine ganztägige Rundfahrt durch den Kreis Tilsit-Ragnit mit Besuch der Hauptkirchspiele auf dem Programm. Die genaue Route zu den einzelnen Kirchspielen wird je nach der Zusammensetzung der Gruppe festgelegt. Zum Abschluß des Aufenthaltstages erreichen Sie Tilsit. Bei der Stadtführung kann man die einstige Schönheit der Stadt an der Memel erahnen. 4. Tag: zur freien Verfügung mit der Möglichkeit zu eigenen Unternehmungen. Dazu steht Ihnen vor Ort unser bewährter Taxiservice für die individuellen Ausflüge zur Verfügung. Am Nachmittag wird bei schönem Wetter eine Bootsfahrt von Labiau aus durch den Großen Friedrichsgraben angeboten (nicht im Fahrpreis enthalten). 5. Tag: Heute verlassen Sie Ihr Hotel im nördlichen Ostpreußen. Bei Preußisch Eylau passieren Sie die Grenze zu Polen und erreichen den südlichen Teil Ostpreußens, wo Sie zunächst in Allenstein zur Stadtführung erwartet werden. Anschließend Fahrt nach Stare Jablonki bei Osterode, wo Sie ihr malerisch am See gelegenes Hotel Anders beziehen. 6. Tag: Am Vormittag besuchen Sie zunächst das Ostpreußische Freilichtmuseum in Hohenstadt. In der sehenswerten Anlage sind Gehöfte zusammengetragen, die Baustil und Lebensweise der verschiedenen Regionen Ostpreußens repräsentieren: Ermland, Masuren, Oberland, Samland und Memelland. Danach besteigen Sie Ihr Schiff zu einer Fahrt auf dem Oberländer Kanal. Abends Abendessen und Übernachtung in Stare Jablonki. 7. Tag: Nach dem Frühstück steht eine Masurenrundfahrt auf dem Programm. Zunächst besuchen Sie die barocke Klosteranlage in Heilige Linde und anschließend Besichtigung der „Wolfsschanze". Danach geht es weiter nach Lötzen, der Sommerhauptstadt Masurens. Von hier Schiffsfahrt über den Löwentin See und durch weitere kleine Kanäle bis nach Nikolaiken. Nikolaiken ist heute einer der schönsten Ferienorte Masurens mit einer hübschen Seeuferpromenade und einer neuen „Marina" Am Abend erleben die Reiseteilnehmer auf einem Gestüt in der Umgebung Allensteins eine zünftige Bauernhochzeit. Zunächst geht es mit dem Pferdegespann zum Hochzeitshaus, wo man zu einem deftigen Abendessen, bei dem in Masuren auch ein Wodka nicht fehlen darf, erwartet wird. Danach beginnt das Fest mit Musik, Tanz und bunten Folkloredarbietungen und einigen Überraschungen. Übernachtung in Jablonki. 8. Tag: Rückreise mit Besichtigung in Graudenz und Kulm, anschließend weiter zur letzten Zwischenübernachtung nach Pila / Schneidemühl. 9. Tag: Rückreise nach Deutschland. Programmänderungen vorbehalten. Informationen erteilt Eva Lüders, Telefon und Fax (0 43 42) 53 35.

Eine besondere Ehre

Goldenes Ehrenzeichen für Heinz Albat

Heinz Albat wurde am 8. Juli 1930 in Insterburg geboren. Sein Vater war dort als selbständiger Schneidermeister tätig, die Mutter arbeitete als gelernte Schneiderin im Betrieb mit. Im Juli 1944 wurde die Familie ausgebombt und zog nach Neugrün im Kreis Insterburg um. Drei Monate später wurde Heinz Albat zusammen mit seiner Mutter und Großmutter nach Pollwitten bei Mohrungen evakuiert. Der Vater diente in dieser Zeit bei der Marine in Hamburg.

Die Flucht trat die Familie Albat am 22. Januar 1945 in einem Güterzug mit offenen Wagen bei - 15 Grad und Schneefall an. Die Fahrt ging über Elbing, Marienburg und Danzig nach Gotenhafen, wo alle männlichen Personen zwischen 15 und 75 Jahren zum Volkssturm eingezogen wurden. Weiter ging die Flucht bis nach Mellinghausen, Kreis Grafschaft Diepholz, in Niedersachsen. Heinz Albat arbeitete hier in der Landwirtschaft und bestand im März 1947 seine Landwirtschaftliche Gehilfenprüfung. Am 1. April 1947 begann er eine Telegrafenbaulehre in Hannover.

Heinz Albat trat 1949 dem „Verein ehemalige Ost- und Westpreußen" bei. 1950 gehörte er zu den Gründungsmitgliedern der Heimatgruppe Insterburg in Hannover und ist seit dieser Zeit auch Mitglied der Landsmannschaft Ostpreußen. 1953 konnte seine Familie in Hannover eine gemeinsame Wohnung beziehen und der Vater sein Gewerbe als Schneidermeister wieder aufnehmen. An der Patenschaftsübernahme der Stadt Krefeld für Insterburg nahm Heinz Albat mit einer Jugendgruppe aus Hannover teil. Nachdem er seine Schulbildung in einer Abendschule nachgeholt hatte, beendete er sein Studium als Diplomingenieur der Elektrotechnik im Jahre 1956. Seit 1958 ist Albat mit Elisabeth Bruske, Schriftführerin der Heimatgruppe Insterburg, verheiratet. Das Paar hat drei Kinder, die viele Jahre lang zur Programmgestaltung der Heimattreffen beitrugen, bevor sie aus beruflichen Gründen Hannover verlassen mußten. Die Familie Albat zog 1965 in ein eigenes Haus in Garbsen bei Hannover.

Heinz Albat hat bei der Insterburger Gruppe und bei der LO-Gruppe in Hannover jahrzehntelang das Unterhaltungsprogramm und die Feiern mitgestaltet. 1977 wurde er Ratsmitglied der Kreisgemeinschaft Insterburg-Stadt, und 1983 erhielt er deren Goldene Ehrennadel. Ab 1983 war Albat Schatzmeister im Vorstand der Agnes-Miegel-Gesellschaft und Mitglied des Kuratoriums der Stiftung Ostpreußen. 1991 wurde er in den Vorstand der Stiftung gewählt. Zum 40jährigen Bestehen der Insterburg-Gruppe wurde auf Initiative von Heinz Albat und Pastor Marburg von den evangelischen Ostpreußen am Kirchturm der St. Nicolaikirche in Bothfeld eine Bronzetafel angebracht. Auf dieser Tafel sind als Relief die Luther- und die Nicolaikirche dargestellt und als Text der Hinweis auf die Glocke der Lutherkirche aus Insterburg, die noch heute ihre Stimme erschallen läßt. Seit dieser Zeit findet im Februar / März jeden Jahres ein Kaffeenachmittag mit hannoverschem Butter- und ostpreußischen Radlerkuchen für die Kirchengemeinde und die Insterburg-Gruppe statt, an dem jeweils 60 bis 100 Personen teilnehmen. Seit 1989 ist Heinz Albat Vorsitzender der Heimatgruppe Insterburg Hannover. Trotz Beruf und Familie hat er stets Zeit gefunden, diese Aufgabe mit Engagement zu erfüllen. Zum 50jährigen Bestehen der Patenschaft Krefeld / Insterburg im Oktober 2003 war die hannoversche Gruppe mit über 40 Personen anwesend. 2002 ist Heinz Albat aus der Stiftung Ostpreußen und als Schatzmeister bei der Agnes-Miegel-Gesellschaft ausgeschieden.

Heinz Albat hat sich um die Landsmannschaft Ostpreußen und die Kreisgemeinschaften Insterburg verdient gemacht.

In Würdigung seiner außergewöhnlichen Leistungen und seines Einsatzes für Ostpreußen verleiht die Landsmannschaft Ostpreußen Herrn Heinz Albat das

Goldene Ehrenzeichen

Die Keksdose

Die verblüffende Wirkung kleiner Gegenstände

Von RENATE DOPATKA

Ungeduldig bohrt Martin den Zeigefinger in den Klingelknopf. Seine Zeit ist begrenzt, wie lange soll er sich hier denn noch die Beine in den Bauch stehen? Am besten, er holt den Hausmeister herbei und läßt die Wohnung mit dem Zweitschlüssel öffnen. Es ist die letzte im Haus, die er noch nicht besichtigt hat. Mit allen anderen Mietern hat er bereits gesprochen. Deutlich sieht Martin noch die betroffenen Gesichter vor sich, als er seine unangemeldete Inspektion der Wohnungen damit begründete, diese eventuell in Eigentumswohnungen umwandeln zu wollen. Nur wenige hatten sich zur Wehr gesetzt, hatten von Mieterschutz und Rechtsweg gesprochen. Die meisten seiner Mieter waren ganz einfach sprachlos vor Schrecken gewesen.

Ein grimmiges Lächeln spielt in Martins Mundwinkeln. Mit meinem Eigentum kann ich machen, was ich will. Früher, als Vater noch lebte, hatte er nur wenig Spielraum gehabt. Jede seiner Ideen, mehr Profit aus dem viergeschossigen Mietshaus herauszuholen, war am Widerstand seines Vaters gescheitert: „Junge, sei vernünftig! Die Mehrzahl unserer Mieter hat gerade genug zum Leben. Du kannst sie doch nicht auf die Straße setzen! Und genau das tust du, wenn du sie vor die Wahl stellst, entweder auszuziehen oder den Kaufpreis für die Wohnung aufzubringen. Keiner dieser Leutchen hat soviel Geld auf der Kante, daß er sich eine Eigentumswohnung leisten kann!“

„Das ist doch sentimentaler Kram!“ hatte Martin gewütet. „Man könnte meinen, du seist Pfarrer oder Sozialarbeiter und nicht Hausbesitzer!“ Ein halbes Jahr nach diesem Streitgespräch war sein Vater an einer nicht ausgeheilten Lungenentzündung gestorben. Martin als alleiniger Erbe machte sich nun sofort daran, seine langgehegten Pläne in die Tat umzusetzen. Als erstes mußte er sich natürlich einen Überblick über den Zustand der Wohnungen verschaffen, um die anfallenden Renovierungskosten veranschlagen zu können. Zuviel Geld durfte das ganze Projekt schließlich auch nicht verschlingen ...

Martins ausdauerndes Klingeln scheint Erfolg zu haben. In der Wohnung rührt sich etwas. Er hört schlurfende Schritte, Hüsteln – dann schauen freundliche blasse Augen durch den Türspalt: „Sind Sie von der Kirche, junger Mann?“ Martin zieht belustigt die Braue hoch. Daß die alte Frau nicht wissen kann, wer er ist, liegt auf der Hand. Anders als sein Vater hat er nie Wert auf persönlichen Kontakt mit den Mietern gelegt. Amüsant ist auf jeden Fall, daß dieses Mütterchen ihm zutraut, im Dienst der Kirche unterwegs zu sein ...!

Erkennen statt Erschrecken

In genüßlicher Erwartung der Reaktion nennt Martin seinen Namen. Doch er wird enttäuscht. Nicht furchtsamer Schrecken, sondern freudiges Erkennen gleitet über das Gesicht der alten Dame: „Das ist aber lieb, daß Sie mich besuchen! Ich weiß noch, wie Sie als ganz kleiner Bub an der Hand Ihres Vaters zu mir hochgetrippelt kamen. Ihr Herr Vater war ein so gütiger Mensch – wenn ich mal eine Reparatur zu melden hatte, dann kam er schon am nächsten Tag zu mir, um sich den Schaden anzusehen. – Aber so kommen Sie doch herein! Bei einer Tasse Tee läßt es sich viel angenehmer plaudern, nicht wahr?“ So hat Martin sich seinen Besuch nun wirklich nicht vorgestellt. Andererseits ist es vielleicht ganz gut, nicht sofort mit der Wahrheit herauszurücken. Bei so alten Leuten weiß man schließlich nie, ob sie vor Schreck nicht gleich einen Herzinfarkt bekommen und man selbst als Sündenbock dasteht.

Also kostet er höflich den Tee und beschränkt sich fürs erste aufs Zuhören. Er erfährt von längst vergangenen Zeiten, als es hier noch keinen Hausmeister gab und sein Vater überall selbst nach dem Rechten sah. Anfangs langweilt ihn das Gespräch, aber dann, als die Rede auf den kleinen Jungen von einst kommt, flammt Martins Interesse auf: „Ich kann mich gar nicht erinnern, hiergewesen zu sein. Es war wohl nur ein einziges Mal – oder?“ „Oh, das wird schon öfter gewesen sein. Als Sie dann eingeschult wurden, war's natürlich aus mit den Besuchen. Das muß jetzt bald 30 Jahre her sein, nicht wahr?“ Martin bleibt die Antwort schuldig, denn sein Blick fällt in diesem Augenblick auf einen Gegenstand, der ihm seltsam bekannt vorkommt. Es ist eine altmodische Deckeldose aus Porzellan. Einem inneren Zwang folgend, steht er auf, um sie aus nächster Nähe zu betrachten. Es ist ihm ein Bedürfnis, mit dem Finger das etwas rissige Weinlaub-Dekor nachzuzeichnen. Und während er dies tut, steigen längst vergessene Bilder seiner Kindheit in ihm auf, und plötzlich ist da der Geschmack von Anisplätzchen in seinem Mund.

„Machen Sie sie ruhig auf“, hört er seine Gastgeberin sagen. „Ich backe noch immer nach demselben Rezept.“ Betörender Anisduft entweicht, als Martin den Deckel der Dose abhebt. Er kann nicht anders – er muß von diesen Keksen probieren! „Nun, ich hoffe, sie schmecken genauso gut wie früher?“ Martin dreht sich verlegen um: „Sie schmecken wunderbar!“ Ein Lächeln verklärt das Gesicht der alten Frau: „Das freut mich. – Aber wollen Sie nicht noch eine Tasse Tee dazu trinken?“

„Vielen Dank, aber ich muß jetzt wirklich los.“ „Oje, ich habe Sie doch nicht etwa von wichtigen Dingen abgehalten?“ Martin blickt nachdenklich in die erschrockenen blassen Augen: „Doch, das haben Sie“, erwidert er leise. „Aber eigentlich bin ich ganz froh darüber ...“

Immer wieder was zu sehen

Sonderausstellung »Anfang und Ende Preußens in Schlesien«

Von DIETER GÖLLNER

Mit dem von König Friedrich Wilhelm III. vor 1800 komponierten Präsentiermarsch wurden die rund 300 Besucher empfangen, die der feierlichen Eröffnung der großen Sonderausstellung „Anfang und Ende Preußens in Schlesien“ im Oberschlesischen Landesmuseum von Ratingen-Hösel beiwohnten. Zu den Ehrengästen gehörte auch Ferdinand Herzog von Württemberg.



Ein Blick in die Preußen-Ausstellung Foto: Göllner

In ihren Grußworten würdigten Klaus Plaszczek, Vorsitzender der Landsmannschaft der Oberschlesier im Bundesverband und Vorstandsmitglied der Stiftung Haus Oberschlesien, Anne Korzonnek, Erste Stellvertretende Bürgermeisterin der Stadt Ratingen, sowie Ministerialrat Johannes Lierenfeld, als Vertreter des Landes Nordrhein-Westfalen und der Staatskanzlei NRW, die museumsdidaktische und logistische Meisterleistung bei der Gestaltung der Sonderausstellung.

Namhafte Museen aus dem In- und Ausland haben Exponate zur Verfügung gestellt, die in den Ausstellungsräumen zu spannenden Szenen zusammengefügt wurden. Die bedeutendste Leihgabe ist die von Maria Theresia und Graf Kaunitz unterzeichnete Österreichische Ratifikation des Friedens von Hubertusburg von 1763 mit dem Kaisersiegel, die aus dem Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin zur Verfügung gestellt wurde.

Der Direktor des Oberschlesischen Landesmuseums, Stephan Kaiser, führte in die große Sonderausstellung ein. Neben einem detaillierten geschichtlichen Überblick über Preußens Wirken in Schlesien bot Kaiser auch Einblicke in die Konzeption der Präsentation und betonte: „Preußen polarisiert oder auch nicht. Wir wollen den Besuchern kein Urteil mit auf den Weg geben, wir weisen lediglich den Weg in die Geschichte.“

Bei einem Rundgang durch die Ausstellung bekommen die Besucher anhand von rund 500 Exponaten Einblicke in eine facettenreiche, nicht immer spannungsfreie Thematik. So etwa weckt mancher Ort traumatische Erinnerungen, wie der ehemalige Übungsplatz Lamsdorf, der im Ersten und im Zweiten Weltkrieg ein Internierungslager war. Als Lambinowice wurde er unter umgekehrten Vorzeichen in der unmittelbaren Nachkriegszeit benutzt. Heute wird eine Versöhnung über den Gräbern versucht. Die Präsentation unterstreicht den hohen Stellenwert Preußens für Schlesien und beleuchtet insbesondere militärhistorische und baugeschichtliche Schwerpunkte.

Ausgangspunkt sind die Feldzüge der Schlesischen Kriege Friedrichs II. von Preußen aus dem 17. Jahrhundert. In diesem Ausstellungsbereich werden beispielgebend einige Schlachten herausgegriffen, die mit Plänen, Atlanten, Zeichnungen, Malereien, Medaillen, Uniformen und Waffen näher beschrieben werden.

Im Bereich der Festungsgeschichte wiederum sind Silberberg, Glatz, Neisse und Cosel auf Plänen und Abbildungen zu erkennen. Besondere Bedeutung kommt dabei der jeweiligen Bauweise zu. Zu sehen sind auch detaillierte Pläne von Festungsanlagen, die bisher noch nie einer breiteren Öffentlichkeit gezeigt wurden.

Eine weitere Abteilung ist der Umbruchzeit von 1806 bis 1813 gewidmet, in der das Garnisonsgeschehen in Schlesien im Mittelpunkt steht.

Das Oberschlesische Landesmuseum richtet mit dieser neuen Ausstellung den Blick auf Schlesien in seiner Gesamtheit. Wo es möglich ist, wie zum Beispiel bei den Verbänden und Garnisonen, werden oberschlesische Bezüge stärker herausgestellt. Eine veränderte Fassung der Ausstellung soll später im In- und Ausland zur Ausleihe kommen. Mit diesem Projekt stellt sich das Ratinger Museum übrigens einmal mehr seiner grenzüberschreitenden Verantwortung.

Die große Preußen-Ausstellung ist in Ratingen-Hösel bis zum 2. März 2008 zu besichtigen.

Brausebad; großer Nachtvogel; Sterndeuter; Staat der USA; Teil eines Wohnraumes; Hühnervogel; enge Holztreppe; spanischer Cellist (Pablo); Fluss zur Aller (Oberharz); Schluss; Zeitraum von zehn Jahren; benachbart, nicht weit; landschaftl.: Grille, Zikade; ein Blutgefäß; sizilianischer Vulkan; anbieten, darreichen; mitreißend, glänzend; ägyptische Göttin; ein Apostel; persönl. Fürwort (dritte Person); Bezahlung, Ersatzleistung; Bruder Abels; aus einer Gefahr befreien; germanische Gottheit; eine Baltin; Verkehrsteilnehmer; französischer Schriftsteller; Lebenshauch; Oper von Verdi; sich abkapseln (sich ...); südfranzösische Stadt; echt; ehrlich; Einfriedung, Gatter; die Haut mit Pulver bestreuen; Nährmutter; Legierung aus Kupfer und Zink; Koch-, Backanweisung; Grundton einer Tonart; schnell beförderte Fracht; Bastler (ugs.); Anstrengung; Schlechtwetterzone; ein Schiff stürmen; griechischer Buchstabe; offizieller Widerruf; Berichtigung; Durchsichtsbild (Kzw.); in der gleichen Weise; Musik: Übungsstück (franz.); europäischer Strom; norweg. Schriftstellerin (Sigrid); veraltet: Leinen; Ankerplatz vor dem Hafen; Stier; nur erdachtes Land, Gebiet; auf einem Blasinstrument spielen; kleine Engelsfigur; um Antwort bitten; bayrisch: Rettich; eine Zahl; ein Europäer; Arbeitsmantel; Fechthieb; ungeschlechtl. Fortpflanzungszelle; griechische Siegesgöttin; österr., schweiz.: Anzahlung; sportlicher Wettkämpfer; Bienenzucht; amerik. Erfinder (Thomas Alva); Soße zum Eintunken; Stockwerk; früher als; unecht, nachgemacht; krautige Pflanze, Nelkengewächs; Seemannsruf; kostspielig; Gesamtheit der Staatsbürger; Bierzutat, Braugerste; Tierpfote; Organist; Chorleiter; sehr feucht; arglos, kindlich unbefangen; englische Prinzessin; Stadt u. See in Pennsylvanien; Talent, Neigung; slaw. Herrschertitel; jemandes Besitz sein; Kfz-Zeichen Speyer; chem. Zeichen für Beryllium; Schulfestsaal; Pelzart; marderartiges Raubtier; silberweißes, weiches Metall; Abkürzung für im Auftrag; tourist. Verkehrsmittel; Zeitungswesen; Sportruderboot

So ist's richtig:

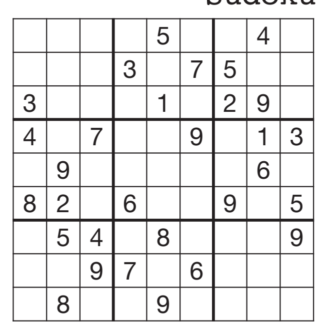
Diagonalrätsel: 1. Taifun, 2. Graben, 3. Klippe, 4. Dattel, 5. Button, 6. Niesen – Triton, Neptun

Kreiskette: 1. Korona, 2. Roller, 3. Lektor, 4. Thermo, 5. Breite – Korrektheit

Sudoku:

6	1	8	9	5	2	3	4	7
9	4	2	3	6	7	5	8	1
3	7	5	4	1	8	2	9	6
4	6	7	5	2	9	8	1	3
5	9	3	8	7	1	4	6	2
8	2	1	6	3	4	9	7	5
7	5	4	1	8	3	6	2	9
2	3	9	7	4	6	1	5	8
1	8	6	2	9	5	7	3	4

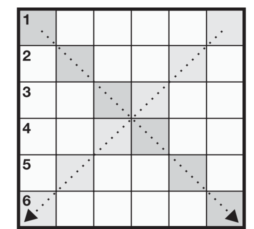
Sudoku



				5			4	
			3		7	5		
3				1		2	9	
4		7			9		1	3
	9						6	
8	2		6			9		5
	5	4		8				9
		9	7		6			
	8			9				

Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 mal 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält. Es gibt nur eine richtige Lösung!

Diagonalrätsel



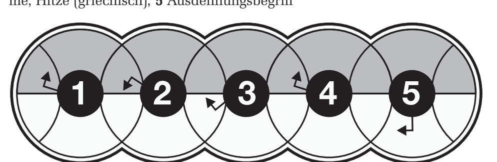
Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei Meergötter.

1 Wirbelsturm in Ostasien,
2 Erdrinne,
3 großer Felsblock im Meer,
4 Palmenfrucht,
5 Ansteckplakette,
6 Erkältungserscheinung

Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte ein anderes Wort für Fehlerlosigkeit.

1 Strahlenkranz, **2** Kinderfahrzeug, **3** Manuskriptprüfer, **4** Vorsilbe: Wärme, Hitze (griechisch), **5** Ausdehnungsbegriff



Ostpreußens wandernder Kessel

Rittmeister Günter Konopacki-Konopath schlug sich mit seiner Aufklärungsabteilung zu den eigenen Linien durch

Von WOLFGANG GERHARDT

Der 1919 in Groß Bösitz / Brandenburg geborene Günter Konopacki-Konopath führte Ende 1944 ein Aufklärungsbataillon, das überwiegend aus Rekruten bestand. Aufgrund des Einbruchs der Sowjets in Ostpreußen wurde sein Bataillon der neu aufgestellten 10. Radfahr-Jägerbrigade als I. Abteilung unterstellt. Die Umstände brachten es mit sich, daß Fahrräder, die reichlich vorhanden waren, zur Beweglichmachung eingesetzt wurden. Es fehlte weitgehend an schweren Waffen und Gerät. Die Fahrräder ermöglichten eine nicht unerhebliche Mobilität: Das Fahrrad konnte am Lenker zwei Panzerfäuste transportieren und das gesamte schwere Gepäck eines Mannes mitführen. Die mit Fahrrädern ausgestatteten Verbände waren im übrigen beweglicher als die motorisierten Verbände, weil die Straßen mit Flüchtlingen verstopft waren. Oft genug wurde der Einsatz schwerer Verbände dadurch verhindert, was zu Rückschlägen und vermeidbaren Niederlagen führte.

Als Reserve der bis 30. Januar 1945 von General der Infanterie Hoßbach und dann von General der Infanterie Fr. W. Müller kommandierten 4. Armee wurde die Brigade von ihrem Kommandeur, Oberstleutnant Briegleb, als Sperrverband in der Seenkette zwischen Rastenburg und Johannisburg eingesetzt. Hierfür war sie geeignet, weil die wenigen Durchlässe gut zu überwachen waren und das Gelände einen Panzereinsatz der sowjetischen Angreifer verwehrte.

In der Erkenntnis, daß die Seen für einen weiteren Angriff ein zeitraubendes Hindernis sein würden, sparte die 3. Weißrussische Front unter Armeegeneral Ivan Danilowic Tschernjachowski diesen Engpaß aus und griff mit zwei Stoßkeilen nördlich und südlich in Richtung Königsberg und Heiligenbeil an. Der Angriff begann am 13. Januar 1945. Dazu gab Tschernjachowski folgenden Tagesbefehl aus: „... wir stehen vor der Höhle der faschistischen Angreifer und bleiben erst stehen, wenn wir sie ausgeräuchert haben. Gnade gibt es nicht, für niemanden ... Das Land der Faschisten muß zur Wüste werden. ... Die Faschisten müssen sterben." Ziel war es, nicht nur die Ostsee zu erreichen, sondern die 4. Armee schnell in einem Kessel zu vernichten.

Zwar waren die Vorbereitungen auf der deutschen Seite erkannt worden, doch standen ausreichende Kräfte für eine geschlossene Abwehr nicht zur Verfügung. Die knappen Reserven waren durch Munitions- und Treibstoffmangel, die Verstopfung der Straßen durch Flüchtlingstrecks und die gewaltige Luftunterstützung der Sowjets in einer verzweifelten Lage. In rascher Folge fielen Städte und Dörfer in Feindeshand.

Die Radfahrjäger blockierten weiter das Seengebiet und hatten sich mit Schwerpunkt im Raum Sensburg konzentriert. Dort hielten sie bis zum 29. Januar 1945 aus. Dann erreichte sie der Befehl, sich nach Heiligenbeil durchzuschlagen. In tagelangen schweren und

Das Fahrrad bewährte sich als Fortbewegungsmittel

verlustreichen Einzelgefechten „wanderte" Rittmeister Konopacki hinter den russischen Divisionen her. Diese waren ihm um Tage voraus und am 24. Januar bereits in Wormditt, am 27. bei Tolkemitt und am 28. in Friedland und Korschen. Am 18. Februar 1945 stieß ein vorausfühlender Spähtrupp der Abteilung Konopacki bei Mehlsack auf den Gefechtsstand der 3. Weißrussischen Front unter deren Oberbefehlshaber Tschernjachowski.

Tschernjachowski, dem zu Ehren die Russen später Insterburg in „Tschernjachowsk" umbenannten, galt als einer der besonders fähigen und herausragenden Offiziere. Mit seinen erst 38 Jahren schien ihm noch eine große Karriere bevorzustehen. Zu diesem Zeitpunkt fand bei den Russen eine „Siegerorgie" statt. Konopacki griff unter Ausnutzung des Überraschungsmoments sofort an und kämpfte sich durch – einen großen Teil des Stabes machte er nieder. Der Frontbefehlshaber Tschernjachowski versuchte, mit drei Stabsoffizieren in einem deutschen oder US-Schwimmwagen zu fliehen. Eine Panzerfaust beendete diesen Fluchtversuch. In der russischen Literatur wird unterschiedlich über den Tod von Tschernjachowski berichtet. Einmal heißt es, er „fiel bei den Kämpfen in der Nähe von Mehlsack", dann er „fuhr auf eine Mine", aber auch er „erlag seinen bei Mehlsack erlittenen Verletzungen". Im kürzlich erschienenen Werk des englischen Autors A. Beaver „Der Endkampf" heißt es: „durch einen Blindgänger".

Bedingt durch die zahlreichen hohen und höchsten Wehrmachts- und NS-Dienststellen in diesem Gebiet mit dazugehörigen Fernmeldetruppen und Behörden waren viele deutsche Nachrichtenhelferinnen im Einsatz oder auf der Flucht und von den Sowjets vereinnahmt worden. Unter Mitnahme der Nachrichtenhelferinnen gelang es der I. Abteilung der Radfahr-Jägerbrigade, die deutschen Linien vor Heiligenbeil zu erreichen, wo sie der Division Großdeutschland unterstellt wurde und mit dieser bis zum Kriegsende kämpfte.

Für diese Leistung erhielt der Abteilungskommandeur Rittmeister Konopacki als 797. Soldat der Wehrmacht durch Großadmiral Dönitz – der Zugang nach Berlin war nicht mehr frei – das Eichenlaub zum Ritterkreuz. Nach weiteren Verwundungen – insgesamt acht – wurde Konopacki von der Marine nach Schleswig-Holstein, möglicherweise Neustadt heraustransportiert.

1956 trat Konopacki als Kompaniechef der 2. Kompanie in das Panzeraufklärungslehrbataillon (Bremen) ein, nachdem er sich zuvor eine bürgerliche Existenz als Kaufmann aufgebaut hatte. Nach kurzer Zeit wurde er als Major zum deutschen militärischen Vertreter beim Nato-Hauptquartier SHAPE nach Paris versetzt. Hier tat er bis Weihnachten 1958 Dienst, als ihn ein tragischer Unfall in der Seinemetropole das Leben kostete.

Der Verfasser des Artikels würde sich freuen, wenn sich Teilnehmer der beschriebenen Ereignisse mit ihm in Verbindung setzen könnten. Anschrift: An der Dorbek 19, 24768 Rendsburg.



Kurz vor seinem Unfalltod: Günter Konopacki-Konopath Foto: Gerhardt

Wie man Pestheiliger und Schützenpatron wird

Die Art seines Martyriums bewirkte, daß sich der Heilige Sebastian bei den unterschiedlichsten Volksgruppen großer Beliebtheit erfreute

Von MANFRED MÜLLER

Eine militärische Traumkarriere machte im Rom des 3. Jahrhunderts n. Chr. ein junger Mann aus Narbonne, dessen Festtag der 20. Juni ist: Sebastian. Er stieg zum Hauptmann der Prätorianergarde auf und wurde bevorzugter Günstling des Kaisers Diokletian. In der großen Christenverfolgung unter diesem Kaiser wurde Sebastian der legendären Überlieferung nach zum Tode verurteilt, von Bogenschützen mit Pfeilen durchbohrt und als vermeintlich tot liegengelassen. Später wurde der Wiedergenesene mit Knüppeln totgeschlagen und der Leichnam in die römische Kloake geworfen.

Seine Popularität erlangte Sebastian im Mittelalter als Schutzpatron gegen die Pest. Gottes Zorn, so glaubte der mittelalterliche Christ, brach wegen der unzähligen Sünden als Pestkatastrophe gleichsam mit zahllosen Pestpfeilen über die Menschen herein. Die Vorstellung von den todbringenden Pestpfeilen erinnert sehr an den griechischen Gott Apollo, der erbarmungslos neun Tage lang Pfeil um Pfeil auf die Achäer herabschoß und so unzählige Griechen tötete.

Suchten die Griechen in einem solchen Falle den zürnenden Gott mit Opfern zu versöhnen, so hofften die vorreformatorischen Christen auf einen himmlischen Anwalt und Fürsprecher: Sebastian, den bei seinem Martyrium die Pfeile der Heiden nicht hatten töten können. Die mittelalterlichen Sebastianusbruderschaften nahmen sich der Pestkranken an, pflegten und begruben sie, organisierten Wallfahrten zu Sebastianusheiligtümern. Diese Kultformen steigerten sich bis zur Herstellung und zum Vertrieb von gesegneten Pfeilen, die als Amulette getragen wurden. Die Blütezeit des Pestheiligenkultes reichte vom 14. bis zum 17. Jahrhundert, war also identisch mit der Zeit der großen europäischen Pestkatastrophen.

Stärker als die kritisch-ablehnende Haltung der Reformatoren zur katholischen Heiligenverehrung trugen die Fortschritte in Medizin und Hygiene dazu bei, daß Sebastians Bedeutung als Pestheiliger schwand, was auch für den Kult anderer Pestheiliger zutrifft, etwa Rochus. In der Kunst allerdings blieb die Beliebtheit Sebastians ungebrochen. In zahllosen Kapellen und Kirchen waren oder sind Gemälde oder Plastiken dieses Heiligen zu finden. Die Künstler bevorzugten die Pfeilschuß-Episode, bot diese doch besonders günstige Möglichkeiten zu einer eindrucksvollen Gestaltung etwa der adonishaften Körperschönheit, des schmerzgekrümmten Körpers und / oder der ekstatischen Gesichtszüge. In der italienischen Renaissance bot die nur wenig verhüllte Nacktheit des Blutzeugen den Künstlern Gelegenheit, kultische Aktbilder zu schaffen. Von hier führt eine Linie bis ins 20. Jahrhundert, wo im Zuge radikaler Entsakralisierung des Sebastianus-Motivs die Körperlichkeit des Gemarterten im homosexuellen Sinne umgedeutet wurde.

Heute hat Sebastian vor allem als Patron von Schützenbruderschaften Bedeutung. Schützenbruderschaften entstanden in der frühen Blütezeit des Städtewesens zunächst in Flandern, wo sich auch in zahlreichen Dörfern Schützengilden herausbildeten. Von dort breitete sich das Schützenwesen nach Süden, Osten und Norden aus. In Flandern waren es die Handbogengilden, die sich unter das Patronat Sebastians stellten, während die Kreuzbogengilden und die Kolben- oder Büchsengilden andere Schutzpatrone wählten.

Zwischen den Sebastianusbruderschaften, die sich um die Pestkranken kümmerten, und denen, die vorwiegend das Bogenschießen pflegten, gab es zahlreiche Wechselbeziehungen und Verschmelzungsvorgänge. Religiösgottesdienstliche Aktivitäten wie das Hochamt am Patronatstag, das Begräbnisgeleit, Seelenmessen und Gebete für verstorbene Brüder und geselliges Treiben in Form festlichen Essens und Trinkens beziehungsweise Vogelschießens mit Schützenfest waren feste Bestandteile des Bruderschaftslebens. In den aufgewühlten Zeiten von Reformation und Gegenreformation stellten die Sebastianusschützen oft das sichernde Geleit für Prozessionen, die als „papistische Abgötterei" den Zorn glaubensstrenger Protestanten hervorriefen. Solch bewaffnetes Auftreten von Schützen- und Gildebrüdern erinnert an mittelalterliche Gepflogenheiten, als diese im Schießen geübten Bürger zur Verteidigung des Heimatortes oder des Territoriums herangezogen wurden.

Im 19. Jahrhundert entwickelten sich die zahlreichen nichtkirchlichen Schützenorganisationen – neben Turnern und Sängern – zu Trägern der deutschen Nationalbewegung. Dies färbte auch auf die Sebastianus-Schützenvereine ab, und eine katholisch-nationale Zielrichtung bildete sich allmählich heraus. Ganz deutlich schlug sich dies nieder, als sich 1928 katholische Schützenvereine zur „Erzbruderschaft vom Heiligen Sebastianus" zusammenschlossen. Der Viersener Schulrektor Peter Lankes, ein unermüdlicher Förderer des katholischen Schützenwesens, brachte es auf die Formel, die Schützenbruderschaften sollten „ein gesundes Volkstum im Geiste christlicher Sitte pflegen" und „dem Volk Wegbereiter einer deutschen Volksgemeinschaft" werden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg öffneten sich die Schützenbruderschaften nach und nach auch für Protestanten, sofern diese sich wie ihre katholischen Mitbrüder für „Glaube, Sitte, Heimat" einsetzen wollten. Doch in den Säkularisierungsschüben der bundesdeutschen Gesellschaft verblaßten diese Ideale mehr und mehr, mochten sie auch bei allen Umzügen dieser Schützen noch stolz als Inschriften die Fahnen mit dem Bild des Glaubenszeugen Sebastian zieren. In der Realität des Schützenlebens wurden die anspruchsvollen Ideale vielerorts durch eine stark hedonistische Praxis ersetzt. "Alles vör de Freud" (Alles für die Freude), so nennen das rheinische Schützenbrüder. Als wichtiger Teilaspekt deckt sich das mit dem geselligen Treiben der Bruderschaftstradition. In der Verabsolutierung aber droht es jeden sinnvollen Bezug zum soldatisch-ritterlichen Patron Sebastian mit seinem qualvollen Blutzeugnis zu zerstören.

Es muß nicht gleich operiert werden

Mit kleinen Schritten zur Gewichtsabnahme und zu mehr Lebensqualität

Von ROSEMARIE KAPPLER

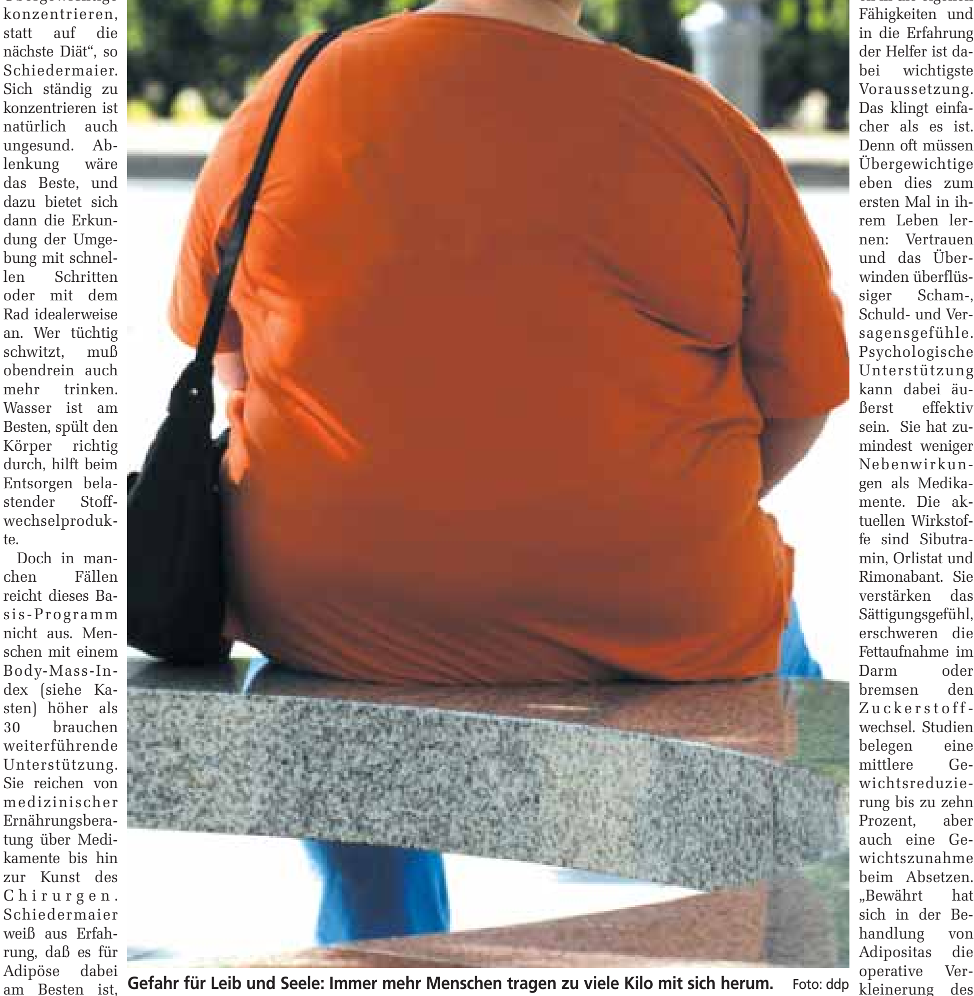
Zwischen medial konstruierten Idealmenschen, einem hochqualitativen Nahrungsüberangebot und einem massenwahnsinnigen Freizeitprogramm ist ein neues Bermuda-Dreieck entstanden, das immer mehr Menschen mit überzähligen Pfunden in die Tiefe reißt. Gegen den Sog anzukämpfen haben bedauerlicherweise viel zu viele der inzwischen zwei Drittel Übergewichtigen und Adipösen (Fettsüchtigen) in Deutschland aufgegeben. Damit verzichten sie aber auf die reale Chance einer besseren Lebensqualität, und sie gehen bewußt das Risiko weiterer Krankheiten ein. Die Schreckens-Liste liest sich etwa so: Bluthochdruck, Herz-Kreislauf-Störungen, Diabetes, Fettstoffwechselstörungen und Fettleber (die immer häufiger zur Transplantation zwingt), Schlaganfall, Infarkt, Schlafapnoe-Syndrom, Gicht, Gallenblasen- und Bauchspeicheldrüsen-Erkrankungen, Krebs, Gelenkkrankheiten und nicht zu unterschätzen das Ausmaß psycho-sozialer Störungen und eine kürzere Lebenserwartung. Verschärft wird das Ganze durch Alkoholmißbrauch und Nikotinkonsum.

Vermutlich hat der Allmächtige zwar kein Kraut gegen Übergewicht wachsen lassen, doch einen Ausweg hat er in Stein gemeißelt: „Sei du du, ersetze zuckerhaltige Getränke durch schlichtes Wasser, nimm täglich 500 Kalorien weniger als benötigt zu dir und schwitze zwei- bis dreimal pro Woche richtig tüchtig.“ Es sollte mit dem Teufel zugehen, wenn nicht nach und nach das eine oder andere Pfund seinen Geist aufgibt. Zur Kontrolle ist natürlich eine Waage sinnvoll.

„Leider machen wir immer wieder die Erfahrung, daß gerade schwer Übergewichtige nicht einmal ihr aktuelles Gewicht kennen“, bedauert Privatdozent Dr. Peter Schiedermaier. Der Internist und Chefarzt im Evangelischen Krankenhaus Zweibrükken will Übergewichtigen Mut machen: „Sie brauchen keine komplizierte Diät. Sie brauchen Bewegung und weniger Zucker.“ Denn Glukose stimuliert im Gehirn sogenannte „Glückszentren“. Jede Zuckerzufuhr wird als Belohnung aufgefaßt und schreit nach mehr. „Diesen Kreislauf zu durchbrechen, darauf sollten sich Übergewichtige konzentrieren, statt auf die nächste Diät“, so Schiedermaier. Sich ständig zu konzentrieren ist natürlich auch ungesund. Ablenkung wäre das Beste, und dazu bietet sich dann die Erkundung der Umgebung mit schnellen Schritten oder mit dem Rad idealerweise an. Wer tüchtig schwitzt, muß obendrein auch mehr trinken. Wasser ist am Besten, spült den Körper richtig durch, hilft beim Entsorgen belastender Stoffwechselprodukte.

Doch in manchen Fällen reicht dieses Basis-Programm nicht aus. Menschen mit einem Body-Mass-Index (siehe Kasten) höher als 30 brauchen weiterführende Unterstützung. Sie reichen von medizinischer Ernährungsberatung über Medikamente bis hin zur Kunst des Chirurgen. Schiedermaier weiß aus Erfahrung, daß es für Adipöse dabei am Besten ist, sich an ein spezialisiertes Zentrum zu wenden, weil dort eine engmaschige Kontrolle ihres Abnehmprozesses gewährleistet ist. Die wichtigsten Werte sind dabei die Blutfett- und Blutdruckwerte und das Gewicht. Mit Experten-Unterstützung können auch stark Adipöse bis zu einem Viertel ihres Gewichtes verlieren.

Das Entscheidende aber ist, daß Betroffene lernen, das Erreichte auch zu halten und sich nicht von der Zielvorgabe „Leistungssportler“ kirre machen lassen. Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und in die Erfahrung der Helfer ist dabei wichtigste Voraussetzung. Das klingt einfacher als es ist. Denn oft müssen Übergewichtige eben dies zum ersten Mal in ihrem Leben lernen: Vertrauen und das Überwinden überflüssiger Scham-, Schuld- und Versagensgefühle. Psychologische Unterstützung kann dabei äußerst effektiv sein. Sie hat zumindest weniger Nebenwirkungen als Medikamente. Die aktuellen Wirkstoffe sind Sibutramin, Orlistat und Rimonabant. Sie verstärken das Sättigungsgefühl, erschweren die Fettaufnahme im Darm oder bremsen den Zuckerstoffwechsel. Studien belegen eine mittlere Gewichtsreduzierung bis zu zehn Prozent, aber auch eine Gewichtszunahme beim Absetzen. „Bewährt hat sich in der Behandlung von Adipositas die operative Verkleinerung des Magens. Zum einen können wir in einem schonenden OP-Verfahren ein Band um das Organ legen, mit dem der Magen im oberen Drittel zusammengeschnürt wird“, erklärt Schiedermaier. Ziel ist, daß der Betroffene weniger Nahrung aufnimmt. Alternativ und mit gleichem Ziel kann endoskopisch über die Speiseröhre ein Ballon in den Magen eingeführt werden, der mit einer Kochsalzlösung gefüllt wird. Gewichtsverluste zwischen 15 und 20 Prozent können damit erreicht werden.



Gefahr für Leib und Seele: Immer mehr Menschen tragen zu viele Kilo mit sich herum. Foto: ddp

Wie berechnet man den BMI?

Der international gültige Body-Mass-Index ist definiert als das Körpergewicht in Kilogramm dividiert durch das Quadrat der Körpergröße in Meter. Ein 140 Kilogramm schwerer Mensch mit einer Größe von 1,80 m hat danach einen BMI von 43,2 und gilt damit als extrem adipös.

BMI-Klassifizierung nach WHO:

Normalgewicht	18,5-24,9
Übergewicht	25,0-29,9
Adipositas Grad I	30,0-34,9
Adipositas Grad II	35,0-39,9
Adipositas Grad III	über 40

Pillen nicht mit Alkohol einnehmen

Genußmenschen schätzen ein Glas Wein zum Feierabend. Tabletten und andere Arzneien sollten dabei aber nicht eingenommen werden. „Alkohol kann die Wirkung von Medikamenten beeinflussen beziehungsweise Nebenwirkungen hervorrufen“, sagt Gerd Hofmann, Internist in München. Das gleiche gelte für Koffein, das unter anderem in Kaffee, Tee und Cola enthalten ist.

Wer wegen einer chronischen Krankheit regelmäßig Medikamente schlucken muß, aber auf sein Feierabendbier nicht verzichten möchte, sollte Hofmann zufolge seinen Hausarzt um Rat fragen. Dieser kann beurteilen, ob es bei der Einnahme der jeweilige Medizin in Verbindung mit Alkohol zu unerwünschten Wechselwirkungen kommen kann.

„Das ideale Getränk zur Medikamenteneinnahme ist Wasser, am besten ein großes Glas voll“, sagt Hofmann. Denn Tabletten können in der Speiseröhre hängen bleiben und Geschwüre verursachen, wenn sie nicht mit ausreichend Flüssigkeit geschluckt werden. *ddp*

Zum Arzt mit Spickzettel gehen

Patienten sollten sich bei einem Arztbesuch nicht scheuen, ihre Beschwerden ausführlich zu schildern. „Sinnvoll ist ein kleiner Spickzettel, auf dem man die wichtigsten Aspekte notiert“, sagt Dieter Conrad vom Deutschen Hausärzteverband. So verliert man auch bei längeren Gesprächen nicht die Übersicht.

Darüber hinaus schadet es Conrad zufolge nicht, sich bei komplizierteren Erläuterungen des Arztes die eine oder andere Notiz zu machen. Wenn mehrere Medikamente eingenommen werden müssen, könne der Mediziner dem Patienten mit einem speziellen Verordnungsplan helfen. Nützlich seien auch sogenannte Inforezepte: Sie geben bestimmte Regeln in schriftlicher Form und senken das Risiko von Verhaltensfehlern.

Allerdings sind solche Hilfen nicht als Ersatz für die ausführliche ärztliche Beratung in der Praxis gedacht. „Einen guten Hausarzt erkennt man daran, daß er sich Zeit für seinen Patienten nimmt und dessen Beschwerden ernst nimmt – auch wenn das Wartezimmer voll ist“, sagt Conrad. *ddp*

Den Menschen verpflichtet

Die Stiftung Pflege e. V. will Fachwissen weiter vermitteln

Über zwei Millionen langfristig Pflegebedürftige gibt es in Deutschland – jeder Zweite ist unter 75, jeder Dritte sogar unter 50 Jahre alt. Aber auch bei vorübergehenden Krankheiten ist häufig Pflege erforderlich, zum Beispiel bei jedem Krankenhausaufenthalt. Jeden kann es treffen, sei es durch eine Erkrankung, einen Unfall oder durch nachlassende Kräfte im hohen Alter, wenn der Körper ein eigenständiges Leben erschwert.

„Pflege geht uns alle an“ – dies ist das Motto der Stiftung Pflege, mit dem sie Bürger, Unternehmen, Fachleute und die Politik anspricht. Die Stiftung Pflege e. V. ist dabei den Menschen verpflichtet, die aufgrund ihrer gesundheitlichen Beeinträchtigung der pflegerischen Begleitung, Unterstützung und Beratung bedürfen. Vorrangiges Ziel ist es, eine individuelle Pflegebedürftigkeit so lange wie möglich vermeiden zu helfen, bei unvermeidbarem Eintritt von vorübergehender oder dauerhafter Pflegebedürftigkeit aber auch eine menschenwürdige und qualitativ hochwertige Pflege zu ermöglichen. In den nächsten Jahren gilt es vor allem, das Wissen in der Pflege zu vergrößern, um

Ein Pflegebett wurde quer durch Deutschland gerollt

den Anforderungen unserer Gesellschaft in der Pflege von Menschen gerecht werden zu können. Die Erkenntnisse der Pflegewissenschaft und -forschung werden für die weitere Zukunft der Pflegequalität in den Krankenhäusern, Pflegeeinrichtungen und in der häuslichen Pflege einen maßgeblichen Platz einnehmen. Wissen muß produziert, Erkenntnisse aus diesem Wissen müssen wissenschaftlich überprüft werden.

Entscheidend für die Stiftung Pflege e. V. ist jedoch nicht nur die Produktion von Wissen und die Schaffung von Erkenntnissen. Dieses Wissen muß auch die Stellen erreichen, in denen Pflege tagtäglich stattfindet. Pflegefachpersonen, Betroffene und Angehörige müssen in verständlicher Form über die aktuellen Erkenntnisse und Qualitätsmöglichkeiten von Pflege informiert werden. Neben der Förderung der Forschung und akademischen Ausbildung an Hochschulen ist die Stiftung Pflege e. V. auch in pflegerelevanten Fragen informativ und aufklärend tätig.

Die Stiftung Pflege e. V. erregte zuletzt Aufsehen mit ihrer Aktion „Pflege bewegt Deutschland“, bei der ein Pflegebett quer durch die Republik gerollt wurde. Mehr Informationen unter www.stiftung-pflege.com. *pm / os*

Wenn das Herz rast

Bei sozialen Ängsten kann man sich auch selbst helfen

Im Job ist es hilfreich, wenn man offen auf andere Menschen zugehen kann. Manch einer ist jedoch extrem schüchtern und hat zum Beispiel Angst, andere Personen anzurufen oder sie anzusprechen. „In solchen Situationen leiden Betroffene oft unter körperlichen Symptomen wie Schwitzen, Zittern oder Herzrasen“, sagt Borwin Bandelow, Professor für Psychiatrie an der Universität Göttingen.

Menschen mit starken Angststörungen sollten sich ärztliche oder psychotherapeutische Hilfe holen.

„Die Grenze zwischen krankhaften Ängsten und sozialer Unsicherheit, die vielen bekannt ist, verläuft fließend“, sagt Bandelow. Viele könnten daher versuchen, sich selbst zu helfen.

„Schüchternheit baut man am besten durch praktisches Üben ab“, sagt der Psychologe. Dafür sollte man sich genau den Situationen aussetzen, vor denen man sich fürchtet.

Dies bedeutet zum Beispiel, daß man sich in einem Teamgespräch zu Wort meldet oder freiwillig die Betreuung von Kunden oder die Vorbereitung eines Vortrags übernimmt.

Angstsymptome verschwinden erst nach und nach

Betroffene sollten damit rechnen, daß sich ihre Angstsymptome anfänglich in aller Heftigkeit zeigen und erst nach und nach verschwinden.

Der Autor von „Das Buch für Schüchterne“ vergleicht diesen Vorgang mit dem Skifahren: „Bis man einen Hang hinunterfahren kann, muß man einige Zeit üben und fällt öfter in den Schnee.“

Meist würden Menschen mit sozialen Ängsten dabei merken, daß ihre negativen Erwartungen letztendlich doch nicht eintreffen. Sie könnten sich zum Beispiel in einem Gespräch mit Kunden verständlich machen und auf deren Wünsche eingehen.

Auch die Reaktion auf Fehler falle bei Kollegen und Vorgesetzten meist weniger schlimm aus als befürchtet.

„Eine weitere Form, sein Selbstbewußtsein zu trainieren, nenne ich Psychokarate“, sagt Borwin Bandelow. Hierbei sollte man in Situationen, die einem ungerecht vorkommen, seine Meinung entschieden vertreten. Dies könne etwa bei der morgendlichen Arbeitsaufteilung in der eigenen Abteilung sein oder auch beim Mittagessen in der Kantine, wenn sich jemand in der Schlange vordrängeln will. Es ist erstaunlich, was man mit solchen Übungen erreichen kann. *ddp / os*

Kinder brauchen die Geborgenheit der Familie

Betr.: „Fremdbetreuung schadet den Kleinkindern“ (Nr. 1)

Das müßte eigentlich jeder wissen, der seine sieben Sinne noch beieinander hat. Gerade habe ich erst gelesen, daß die Empfindung von Glück für uns Deutsche in hohem Maß von der Geborgenheit in einer intakten Familie abhängt. Frau von der Leyen wird das aber kaum interessieren, da sie ja die Weisheit gepachtet hat und mit ihren sieben Kindern in wirtschaftlichen Verhältnissen lebt, von denen Millionen Bürgerinnen und Bürger nur träumen können.

Wo Not ist, hat der Staat zu helfen. Das ist eine Selbstverständlichkeit. Eine Selbstverständlichkeit sollte aber auch sein, Kinder nicht früher – wenn überhaupt – in eine Fremdbetreuung zu geben, als sich nicht ihre Persönlichkeit in der Familie gefestigt hat.

Martin Wollschläger, Flensburg

Die Wirklichkeit zurechtgebogen

Betr.: „Wir waren's!“ (Nr. 1)

Für den aufmerksamen Leser ein interessanter Vorgang: Koch greift zur Empörung der vereinigten Gutmenschen die Kriminalität jugendlicher Ausländer auf, die statistisch belegt ist. Er lügt uns also nicht an! Springers Zeitungen teilen die Empörung. Dann scheint sich bei den Empörten die Meinung herauszubilden, daß die totale Ablehnung von Koch nicht durchzuhalten ist. Man schwächt ab, läßt die Ausländer verschwinden und spricht nunmehr von Jugendgewalt. Dies paßt dann gut zu Zeitungen, die, wie schon vor Jahren geübt, die Herkunft von Straftätern nicht nennen. So verschwinden jugendliche wie ältere Straftäter nicht-deutscher Herkunft in der Versenkung. Das Problem ist gelöst. Wir Bürger sind die Dummen. Gutmenschen und Linke scheinen es wieder geschafft zu haben.

Gerd Faesler, Aalen

Totgespart

Betr.: „Schutzengel“ (Nr. 48)

Ich kann Ihrem Herrn Voss nicht zustimmen, wenn er meint, die kleine Lea-Sophie sei gestorben, weil ein beherzter Mensch im Schweriner Jugendamt gefehlt habe, das doch nachweislich personell aus sparpolitischen Gründen völlig überlastet ist. Es ist ein schwerwiegender Fehler des Souveräns, die himmelschreienden Versäumnisse in den unteren hierarchischen Ebenen zu suchen, statt laut und unmißverständlich die wirklich Schuldigen beim Namen zu nennen: die verbrecherischen Sparpolitiker und politischen Sparpolitiker „von unten nach oben Umverteiler“, welche durch ihre rigorosen Einsparmaßnahmen gerade im sozialen Bereich mit einer unverschämten Arroganz und tölpelhaften Ignoranz die Lasten für den kümmerlichen Wirtschaftsaufschwung und die sogenannte Haushaltssanierung auf die schwächsten der Schwachen umlenken, auf unsere Kinder nämlich. Will das denn niemand sehen, wahrhaben und aufbegehren gegen diese Schweinerei, anders kann man es nicht nennen.

Michael Neubaur, Riegelsberg



Gemeinsam lernen im Kindergarten: In Deutschland gibt es zu wenig Kindergartenplätze. Foto: ddp

Meinungszwang

Betr.: „Mut gegen Lüge“ (Nr. 49)

Die Lüge obsiegt in unserem Land seit Jahrzehnten. Die gelebte Meinungsfreiheit ist ähnlich der des NS-Staates: Wer nicht anderer Meinung ist, merkt nicht, daß er nicht gegen den Strom schwimmen darf. Und da wir mit sehr wenigen Ausnahmen nur Medien haben, die ins gleiche Horn blasen, sind nicht gewünschte Meinungen eher selten. Und das sollte man wissen: Wer Meinungsführer sein will und andere Meinungen nicht zulassen will, muß der Kritik Spielplätze gönnen, wo geschimpft werden darf, ohne das System in Frage zu stellen. So ganz demokratisch geht es leider bei uns nicht zu.

Hartwin Kügler, Heilbronn

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Existenzgrundlage dank Biosprit

Betr.: „Biosprit kann Leben kosten“ (Nr. 49.)

„Benzin aus Agrarprodukten treibt Lebensmittelpreise hoch“, dieser Feststellung kann nicht widersprochen werden. Dazu gilt einmal herauszustellen, daß über Jahrzehnte hinweg bei der fortschreitenden Globalisierung die produzierende Landwirtschaft weltweit unter Überschüssen mit daraus sich ergebender, ruinöser Preisgestaltung gelitten hat. In Abkehr einer von dem Freiherrn zum Stein durchgeführten Bauernbefreiung hat in der Bundesrepublik ein zerstörerischer Strukturwandel stattgefunden: Er hat unter Einsatz von Großmaschinen zur Aufgabe bäuerlicher Existenzen geführt.

Auch in Mexiko haben „kleine mexikanische Maisbauern“ durch die Überschwemmung des Landes mit Billig-Mais aus den USA ihre Existenz verloren. Durch drastische Preiserhöhungen für fossile Energien ist mit den Überschüssen als Alternative in den USA eine Bioethanol-Erzeugung mit Mais als Rohstoff ins Leben gerufen. Sicher, die Tortilla-Preise sind gestiegen, doch zugleich wird mexikanischen Bauern durch den wieder möglichen, rentablen Maisanbau eine Existenzgrundlage geschaffen und so die Versorgung der Bevölkerung zu gerechten Preisen gewährleistet.

Angesichts der nicht mehr auf Dauer sprudelnden Erdölquellen gerade die Bioethanol-Erzeugung verteufeln und ihr die Unterversorgung einer ohnehin nicht ausreichend ernährten Bevölkerung anlasten zu wollen, ist zu kurz gegriffen. Um so mehr als Mexiko als Erdöl exportierendes Land zumindest zur Zeit genügend Einnahmen haben sollte. Regenwälder für die Erzeugung von Biokraftstoffen abzuholzen, widerspricht den unabdingbaren Erfordernissen, dem drohenden Klimawandel Einhalt zu gebieten. Die Erzeugung von Biosprit wird in Zukunft die Entstehung von Überschüssen vereiteln und zugleich aber auch weltweit ein Aufblühen der Landwirtschaft gewährleisten. Die Gefahr, daß Biosprit Leben kosten könnte, besteht weniger als die hoffnungsvolle Aussicht, durch Biosprit zur Mobilität einer wachsenden Menschheit und damit zum Erhalt ihrer Lebensqualität beizutragen.

Carl Behrens, Söhlde

Voll aus dem Herzen von uns Ostpreußen

Betr.: Unsere Agnes Miegel

Ich habe von 1931 bis zum 8. April 1945 auch in Königsberg am Pregel in der Altstadt gelebt. Und bin glücklich in einer christlichen Familie im Dritten Reich herangewachsen.

Gute Schulen, gute Lehrer bis zum verehrten Direktor hin und eine christlich-abendländische Kirche mit gläubigen Predigern und einer Sonntagsschule durfte ich zu meiner Erziehung haben.

Und ich habe im Jungvolk das Braunhemd getragen und wurde nicht zum Verbrecher, Säufer, Schläger, Menschenverächter erzogen. Drei Russenjahre folgten in meiner Heimatstadt. Wir Kinder in Ostpreußen hatten eine bessere Kindheit bis 1944, als zu viele Kinder 2007/2008 heute in der BRD.

Und so aus dieser Erfahrung, aus dieser damaligen Wirklichkeit entstand das Gedicht 1940 in Königsberg von Agnes Miegel. Voll aus dem Herzen von uns Ostpreußen.

Dann erst kamen die Jahre von Juni 1941 bis Mai 1945.

Wen wundert es, daß die Linken, jungen Unerfahrenen mit Sicht von DDR-Liebe dies bekämpfen. Nur traurig, daß diese weiblichen Personen nicht die Not unserer zu vielen Kinder und Jugendlichen von heute sehen.

Diese Kinder wurden betrogen, nach 1968 allein gelassen, mit Fünf-D-Mark-Stück, heute Euroscheine, mit Alkohol, Zigaretten, Drogen, Sex mit Abtreibung, Mord und Totschlag und dem verführerischen Fernsehen und Computer und daraus die nächtlichen Verbrechen.

Vielleicht kann die Linke mir darauf eine Antwort geben.

Auch die vielen anderen Politiker sind bei solchen Beurteilungen gefordert.

Gerhard Thal, Ulm

Nicht geirrt!

Betr.: „Giordano zieht sich zurück“ (Nr. 49)

Sehr hatte ich mich gewundert, Ralph Giordano unter den Unterstützern eines deutschen Zentrums gegen Vertreibungen zu finden. Nun bin ich beruhigt, er ist doch der Alte geblieben und zetert, daß in dem Vorhaben zu wenig von dem „deutschverursachten Morduniversum“ die Rede sei. Irgendwie befriedigt es, wenn man sich in einem Mitmenschen nicht geirrt hat. Reizend finde ich es von Frau Steinbach, daß Giordano einen Platz in ihrem Herzen behalten darf.

Dietrich Weymann, Ratingen

Guido Knoop wegen Volksverhetzung anklagen

Betr.: Leserbrief „Zum Verbrechen herabgewürdigt“ (Nr. 1)

Zu dem genannten Artikel ist es mir unverständlich, warum es in einem so „demokratischen Staat“ wie der Bundesrepublik Deutschland keine Institution oder keinen Juristen gibt, der den Historienverhunzer Knoop wegen Volksverhetzung anklagt. Jede negative Äußerung gegen Ausländer, ob berechtigt oder unberechtigt, kann heute für jeden zu dieser Anklage führen, offensichtlich hat Knoop einen unsichtbaren Schutzschild. Ich hatte mir ein Buch dieses Herausgebers aus historischem Interesse gekauft und gleich nach Lesen der ersten 20 Seiten in dem Müll geworfen. Für das öffentlich-rechtliche Fernsehen kein Ruhmesblatt. In diesem Falle könnten diese Macher von der BBC lernen. Ich finde es entwürdigend, wie Knoop keine historische Aufarbeitung betreibt, sondern systematische Volksverhetzung und moralische Unterdrückung seines eigenen Volkes (ob er sich noch zu diesem Volke bekennt?). Damit sollen Verbrechen aus der NS-Zeit nicht verharmlost werden, jedoch den Generalverdacht auf das ganze deutsche Volk oder Teile desselben Volkes auszudehnen, ist meiner Ansicht nach ein Straftatbestand.

Liebe Redaktion: Da ich in einem relativ starke linken Umfeld lebe, kann ich eine Veröffentlichung dieser Einsendung nur zustimmen, wenn meine Name geändert oder anders unkenntlich gemacht wird.

Name der Redaktion bekannt

Perfekte Ostpreußenreise dank Manfred F. Schukat

Betr.: Reisen nach Ostpreußen

Wir sind langjährige Leser (Abonnenten) Ihrer Zeitung, aber doch keine gebürtigen Ostpreußen. Dennoch zieht es uns seit 2003 jedes Jahr in den nordöstlichen Teil Ostpreußens. Den südlichen Teil im heutigen Polen haben wir bereits mehrere Male mit dem Pkw privat bereist, was ja kein Problem ist. In den russischen Teil zu kommen ist ja doch mit einigen Hürden verbunden. Aber nun zu unserem eigentlichen Anliegen. Wir, das waren 100 Personen, sind 2007 mit Manfred Schukat aus Anklam sieben Tage im nordöstlichen Teil Ostpreußens, konkret in Königsberg, gewesen. Unser Hotel befand sich am Stadtrand von Königsberg, von dort ging es täglich in die Region, zur Kurischen Nehrung, in die Rominter Heide, nach Gumbinnen, Trakehnen, Georgenburg, Insterburg, Tilsit, Pillau, Cranz, Rauschen ... und Königsberg nicht zu vergessen.

Wir können uns nur lobend über unsere beiden Reiseleiter Manfred F. Schukat und Friedhelm Schülke äußern und würden dies gern in Ihrer Zeitung tun. Wir müssen sagen, daß wir so eine perfekte, auf alle Eventualitäten vorbereitete Reiseführung noch nie erlebt haben. Sie waren immer in der Lage, über die Orte, die wir durchfuhren, Aussagen zur Geschichte, zu sehenswerten Gebäuden und anderem zu machen, und das während der gesamten Reise von der Abfahrt bis zur Ankunft. Auf Gedenksteine neben der Straße, die man als Autofahrer nicht mal wahrnehmen würde, wiesen sie uns hin und erklärten sie. Man hätte meinen können, die beiden wären gerade aus Ostpreußen weggezogen. Es wurden Probleme, die während so einer Fahrt immer mal auftreten, sofort gelöst. Von Vorteil war, daß Herr Schülke die polnische und russische Sprache beherrscht. Auch unsere beiden Busfahrer Frank und Tino waren auf unser Wohl bedacht, sie haben uns mühelos überall „herum kutschiert“, was nicht einfach auf den Straßen Ostpreußens ist.

Ein beeindruckendes Erlebnis möchten wir noch anfügen. Unsere gesamte Reisegruppe wurde in Pillau zum dortigen Soldatenfriedhof geführt. Dort wurde ein Kranz der Landsmannschaft Ostpreußen, Landesgruppe Mecklenburg-Vorpommern, niedergelegt und der gefallenen Soldaten und Zivilisten gedacht. Friedhelm Schülke trug das wunderbare Gedicht von Agnes Miegel „Wagen an Wagen“ vor. Das hat uns sehr berührt.

Wir könnten noch viel mehr aufzählen, aber das würde den Rahmen sprengen. Für uns steht eigentlich fest, daß wir 2008 wieder dabei sein werden.

Wir wünschen Herrn Manfred F. Schukat und Herr Friedhelm Schülke weiterhin eine glückliche Hand bei den Ostpreußenreisen.

Andrea und Mario Gronwald, Jatznick

Erinnerungswerte Schlacht

Betr.: „Schräg‘ war kein Schimpfwort“ (Nr. 48)

Zum 250. Jahrestag der bedeutendsten Schlacht des 18. Jahrhunderts. Es ist immer erinnerungswert, historische Ereignisse, so wie in der *PAZ* berichtet, zu lesen. Zu oben genannter Schlacht bei Leuthen habe ich noch anzumerken: Die preußische Armee marschierte am Morgen des 5. Dezember 1757 aus ihrem Feldlager bei Neumarkt nicht wie im Bericht nach Westen, sondern nach Osten Richtung Borne.

Außerdem war der dann erfolgte preußische Abmarsch nach Süden durch einige Hügel der österreichischen Beobachtung entzogen. Erst als die Preußen im Süden bei Schriegwitz, rund fünf Kilometer südlich Leuthens, für die Österreicher wieder ins Blickfeld gerieten, und diese sogar einen Abmarsch der Gegner vermuteten, ließ sich der österreichische Feldmarschall Graf Daun zu dem Ausspruch hinreißen: „Die guten Leute paschen ab; lassen wir sie doch in Frieden ziehen!“

Es war bereits 13 Uhr an diesem Wintertag geworden. Als wenig später die schräge Schlachtordnung der Preußen sich gegen den österreichischen linken Flügel voll entfaltete, konnten die Österreicher nur noch reagieren. Die Vorentscheidung war zugunsten der Preußen gefallen.

Auch der Anschlußbericht zur Schlacht bei Leuthen (Choral von Leuthen) ist sehr lesenswert, danke.

Manfred Kehlert, Laatzen

Für ein besseres Ansehen der Nichtdeutschen

Betr.: „Wir waren's!" (Nr. 1)

Ministerpräsident Koch hat eine Diskussion in Gang gesetzt, in der seine Gegner sich in Dummheit überschlagen. Besonders deutlich wurde es bei den Erziehungscamps, denen unterstellt wurde, daß sie ein Abklatsch der amerikanischen sein müßten. Selbst unsere linke Justizsenatorin vergaß, daß es doch gerade ihr obliegt, Erziehungslager mit dem Ziel einzurichten, daß der Täter zwar empfindlich bestraft wird, aber seine Strafzeit dazu genutzt wird, ihn von seinem verhängnisvollen Weg abzubringen. Das wäre doch eine große Aufgabe!

In der „Berliner Morgenpost" glänzte ein „Wissenschaftler" mit der Behauptung, Erziehungslager wären ein Zeichen der Ohnmacht. Dazu müssen wir leider feststellen, daß die Kriminalität und Gewalttätigkeit jugendlicher Ausländer, ohne unser Verschulden, sehr hoch ist (ob wir Statistiken immer trauen können, für die linke Politiker oder Polizeipräsidenten zuständig sind, scheint mir zweifelhaft, Vertuschung der Straftaten von Ausländern ist doch nicht selten), was den uns schützenden Staat zum Handeln zwingt, wozu gehört, alle Möglichkeiten, auch Erziehungslager, daraufhin zu prüfen, ob sie eine erkannte Gefährdung der Bürger verhindern beziehungsweise verringern helfen. Auch wäre die Reduzierung der Ausländerkriminalität dem Ansehen aller Nichtdeutschstämmigen in unserem Land dienlich.

Cordula Toepfer, Berlin

Seelische Demütigung für Vertriebene

Betr.: „Ein historisches Glück für Europa" (Nr. 1)

Dem staatlichen Sicherheitsbedürfnis und dem der Bürger läuft das zuwider. Der Bürger, der weiß, wie die Polen sich immer wieder in antideutscher Hetze ergehen und daß sie so viele deutsche Menschenleben auf dem Gewissen haben, reibt sich ungläubig die Augen. Angesichts der staats- und völkerrechtlichen Fakten erleben wir eine weitere politische Narretei. Die Illusionäre können einem leid tun. – Jeder gut Informierte muß sich ohnehin darüber wundern, wie es möglich ist, daß Polen und Russen de jure und de facto völkerrechtswidrig noch immer und Jahrzehnte nach Kriegsende deutsches Staatsgebiet besetzt halten.

Deutsche Politiker lassen durch ihr Verhalten die von Polen massenhaft ermordeten Deutschen immer wieder sterben; ihre Seelen finden keine Ruhe. Deutsche Politiker setzen noch lebende Flüchtlinge und Vertriebene von einst und deren Nachkommen einer seelischen Demütigung aus, wenn man Grenzanlagen zu Polen demontiert. Ein paar wenige Jubler auf deutscher Seite, die geschichtspolitische Zusammenhänge nicht verstehen, finden sich immer für ein Glas Sekt. Wie soll das Leid und das Unglück von Deutschen zum „Glück von Europa" werden, Herr Schönbohm? Und das frage ich als Enkel der Kriegsgeneration und der Vertriebenen.

Edgar Lössmann, Kiel

Giordano lenkt

Betr.: Leserbrief „Moralist des Teufels" (Nr. 1)

Der Leserbrief bringt es auf den Punkt: „Was Giordano ist, ist er durch die Medien." Ich ergänze: „Was die Medien sind, sind sie durch die vielen Giordanos", finanziert durch ein veraltetes Gebührensystem bei Anstalten des öffentlichen Rechtes. Diese sind zu seriösen Gegenleistungen für Gebührenzahlungen nicht verpflichtet und lassen deshalb weitere Blüten vom Schlage Giordanos sprießen.

Siegfried Neckritz, Osnabrück

Unfug geredet

Betr.: „Unterm Strich im Minus" (Nr. 50)

Die Teuerungsrate ist beachtlich. Der Eindruck scheint nicht falsch, daß das Gewinnstreben (ohne Gegenleistung) weit verbreitet ist und viele Bürger ärmer macht. Politiker scheinen das nicht wahrzunehmen, sonst würden sie nicht so viel Unfug reden.

Nora Bornagius, Recklinghausen



Jugendliche aus verschiedenen Nationen trainieren miteinander: Das Projekt soll Gewalt unter Jugendlichen abbauen. Foto: ddp

Dank Dalai Lama

Betr.: „Merkels Stern sinkt" (Nr. 48)

Frau Merkel hat sich für mich erfreulicherweise nicht in die Reihe der Kriecher und Speichellecker wie ihre Vorgänger und Herr Steinmeier eingereiht. Diese haben sich um die Gunst von Leuten bemüht, die das tibetische Volk überfallen und ihr Reich einverleibt haben, deren Oberhaupt der Dalai Lama ist. Wenn Frau Merkel dafür bei den Linken ein paar Sympathiewerte eingebüßt hat, ehrt sie das. Für mich ist auch Präsident Bush in meiner Achtung wieder gestiegen, weil auch er sich nicht nach der Gunst der kommunistischen chinesischen Führung gerichtet hat.

Hans Berckemeyer, Leezen

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

In islamischen Staaten verfolgt

Betr.: „Gefährliche Weihnachten" (Nr. 51)

Frau Bellano ist für diesen Artikel zu danken, der den Finger auf die offene Wunde legt. Heute las ich in einer Zeitung, daß 40 Prozent der Muslime ihren Glauben mit Gewalt verteidigen würden. Warum bitte sollten sie? Niemand will bei uns ihren Glauben verbieten, obwohl er doch Züge trägt, die mit unserer Verfassung nicht vereinbar sind. Unzählige Moscheen dürfen gebaut werden, und das alles, obwohl in islamischen Staaten Christen verfolgt, unterdrückt und ermordet werden und natürlich auch keine Kirchen gebaut werden dürfen. Da sage einer, daß das so in Ordnung ist!

Ludwig Bothmer, Essen

Wir werden aufgekauft

Betr.: „Gefährliche Weihnachten" (Nr. 51)

Ja, es macht Sorge, noch sind wir Christen in der Mehrzahl, wie wird es ausschauen, wenn wir es nicht mehr sind? Ich kriege Magenschmerzen bei dem Gedanken. Vor 20 Jahren waren es wenige Türken in unserem Viertel. Heute kaufen sie alles, was käuflich ist. Grundstücke, Wohnungen, Häuser, sogar vor Kirchen machen sie nicht halt. Wie lange werden wir noch diese schönen Weihnachten feiern dürfen? Nach dieser stillen Übernahme der Moslems wird sich Deutschland nicht mehr erholen. Kriege schafften es nicht. Deutschland wird die Chance nicht noch einmal bekommen.

M. Gleixner, München

Christliche Symbole eingestampft?

Betr.: „Klare Sache" (Nr. 50)

Der Hessische Staatsgerichtshof hat mit seinem Kopftuchverbot Nägel mit Köpfen gemacht. Und das ist gut so!

Wir leben in einem christlich bestimmten Land, auf dem Boden des Christentums, was bedeutet, daß die christlichen Symbole Teil unseres Lebens und von allen Zuwanderern zu respektieren sind. Berlin zeigt, wohin unser Land verkommt, wenn die Dunkelroten das Sagen haben.

Unsere christlichen Symbole werden sozusagen eingestampft und in die gleiche Reihe mit denen der Zuwanderer gestellt. Auf Wiedersehen, Deutschland! Es lebe Multikulti!

R. Heidemann, Baden-Baden

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Wolf Oschlies

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **2368**

Es gibt noch andere Meinungen

Betr.: „Einseitige Sichtweise" (Nr. 51)

Für den Artikel von Wolfgang Bittner in der *PAZ* möchte ich mich bedanken. Ich bin in Gleiwitz geboren und verfolge die Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts in Darmstadt nach Möglichkeit.

In der einzigen Darmstädter Tageszeitung „Darmstädter Echo" erschien nur am 1. August 2007 ein großer, lobender Bericht über das Buch „Polnische Geschichte und deutsch-polnische Beziehungen". Von der Auseinandersetzung darüber im „Rheinischen Merkur" im November kein Wort. Die *PAZ* hat mir gezeigt, daß es auch andere Meinungen gibt. Nochmals Dank dafür.

Raimund Kluber, Darmstadt

Waldschlößchenbrücke zerstört Panorama

Betr.: Leserbrief „Brückenplanung in Dresden: Ein Muster demokratischer Entscheidungen" (Nr. 42)

Der Leserbrief ist so, wie er argumentiert, einfach nicht hinnehmbar.

Vorab, für mich bedeutet demokratische Freiheit nicht gleich Grenzenlosigkeit.

Richtig ist, daß ein Brückenneubau zirka 2,5 Kilometer vom Stadtzentrum entfernt vorgesehen ist. Wichtig ist aber zu erwähnen, daß es in Dresden auf neun Fußkilometer bereits sechs Landbrücken gibt. Von der geplanten Waldschlößchenbrücke westlich zirka 1,2 Kilometer die Albertbrücke. Dresden-Nord ist durch die E 40/55 und die Königsbrücker-Otto-Buchwitzstraße gut und zufriedenstellend angebunden. Somit stellt der Brückenneubau, falls überhaupt nötig, nur ein innerstädtisches Problem für Stadtpendler mit Pkw dar.

Der Leserbriefschreiber sieht nur das geniale Brückenbauwerk und mokiert sich über radfahrenden Studenten und Menschen, die sich für gefährdete Tierarten einsetzen. Der Verkehrslärm und CO_2-Ausstoß, welcher sich bei der geplanten Verkehrsführung in der Fetscherstraße zum Beispiel für die Patienten und Beschäftigten des Universitätsklinikums „Carl-Gustav Carus" ergibt, wird einfach verschwiegen. Abgesehen davon, wird auch noch die Friedhofsruhe für den Jüdischen und den Trinitatis Friedhof beeinträchtigt.

Wer, wie der Leserbriefschreiber nach diesen Tatsachen den Brückenneubau zu den Industriegebieten im Norden als ideal bezeichnet, weiß entweder nicht, wovon er spricht, oder vertuscht die Wahrheit. Verblüffend, seine Erkenntnis einer rot-grünen Dominanz im städtischen Parlament. Der Bau der Waldschlößchenbrücke in der geplanten Form ist schockierender und monströser, als sich Außenstehende vorstellen können. Sie zerstört mit ihrem Äußeren und der Auf- und Abfahrten an dieser Stelle den Elbstrand und das Panorama und endet nach zirka 600 Metern in der Blasewitzerstraße, welche heute schon, wie vor 100 Jahren, Verkehrsweg von Ost nach West über die Albertbrücke und Carolabrücke ist.

Alternativ wäre ein Straßenbahnneubau von der Loschwitzerbrücke entlang des Käthe-Kollwitz-Ufers bis zur Dampferanlagestelle der Brühlschen Terrasse, umweltfreundlicher, zukunftweisender, ökonomischer und städtebaulich vernünftiger. Mögen den Dresdenern weitere geniale Ingenieurbaukunst, siehe (Stellage am Postplatz und Treppenwitz am Landhaus,) die geplante Waldschlößchenbrücke und der Gewandhausneubau am Neumarkt erspart bleiben.

Rolf Köhler, Kandel

Ab in den Bundestag

Betr.: Hans Heckel

Sehr geehrter Herr Heckel, Sie sollten in den deutschen Bundestag gehen!

Da hätten wir wenigstens einen Bundestagsabgeordneten, der uns vertritt. Es kostet ja nicht viel Zeit: In Fragen von Leben und Tod wird nur genickt, und Dinge, die nicht zusammengehören, werden so miteinander verschnürt, daß sich keiner mehr bewegen kann.

Die Bundeskanzlerin stört nicht, sie ist meist abwesend, am meisten dann, wenn sie ahnt, daß eine gebraucht wird.

Auf einer Eisscholle, in Splitterschutzweste vor Hubschrauberfenster im Afghanistan-Eingreifeinsatz oder in vorgezogenem persönlichen Wahlkampf: Bush-Besuch, Heiligendamm anstatt Rhein, wo, wie errechnet, das Spektakel nur einen Bruchteil gekostet und manches schandbare Vorkommnis sich nicht ereignet hätte. China verprellend, Rußland verprellend, Israel-devot, USA-hörig, Geldregen hinterlassend, deutsche Stimmrechte verschleudernd an Leute, deren schlechtes Gewissen sich nicht erleichtern läßt – das käme bei Ihnen nicht vor.

Über den Bundestag zur Kanzlerwahl! Und schnell!

Den großen Reformatoren kann täglich ein Unfall zustoßen!

Gudrun Schlüter, Münster

MELDUNGEN

Beleidigung von Deutschen keine Volksverhetzung

Berlin – Gegen Gewalttäter ausländischer Herkunft, die ihre einheimischen Opfer als „Scheiß-Deutsche" beschimpfen, wird nicht wegen Volksverhetzung ermittelt. Dies ergab laut „Berliner Zeitung" eine Prüfung der Berliner Polizei. Begründung: Laut Strafgesetzbuch liege Volksverhetzung nur dann vor, wenn Haß gegen „Teile der Bevölkerung" geschürt werde. Die Deutschen als Mehrheit seien aber kein „Teil".

»Religion« um die Zigarette

Kiel – Ein Gastronom im schleswig-holsteinischen Kappeln hat eine Religionsgemeinschaft gegründet, um seinen Gästen den Griff zur Zigarette weiter zu ermöglichen. Das Gründungsprotokoll habe er an die Staatskanzlei in Kiel geschickt, sagte Dirk Bruckner, Besitzer der Kneipe „Mausefalle". „Unsere Christlich-Jüdische Kirche hat inzwischen mehr als 400 Mitglieder." In vielen Religionen spiele Rauch eine Rolle. „Bei den Katholiken ist es der Weihrauch, bei den Buddhisten sind es Räucherstäbchen, bei uns die Zigaretten."

ZUR PERSON

Der Herr der Fakten



Vor fast auf den Tag genau 15 Jahren wagte er das scheinbar Unmögliche. In Branchenkreisen erklärte man ihn für verrückt und gab seinem Vorhaben keine Chance. Am 28. Januar 1993 brachte **Helmut Markwort** den ersten „Focus" heraus und trat gegen den Platzhirsch „Spiegel" an.

Mit markiger Werbung, „Fakten, Fakten, Fakten, und immer an die Leser denken" wollte Markwort ein neues Nachrichtenmagazin etablieren – es ist ihm gelungen.

Der 1936 geborene Markwort stieg nach dem Abitur 1956 in den Lokaljournalismus ein und arbeitete später für den „Stern". Von 1966 bis 1970 leitete er die Zeitschrift „Bild und Funk", gestaltete den „Gong" erfolgreich um und entwickelte neue Zeitschriftentitel wie „die aktuelle" und „Ein Herz für Tiere".

Anfang der 90er Jahre wechselte Helmut Markwort zum Burda-Verlag und ging gemeinsam mit Uli Baur an die Entwicklung des „Focus". Sein erklärtes Ziel war es, ein Magazin auf den Markt zu bringen, das zur Meinungsvielfalt beiträgt, konservativer und weniger intellektuell als der „Spiegel" daherkommt, und mit kürzeren Texten und bunteren Beiträgen näher am Leser ist.

1999 erhielt Helmut Markwort das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse, er ist Geschäftsführer der Burda Broadcast Media GmbH und Aufsichtsratsvorsitzender der „Tomorrow Focus AG". Für Aufsehen sorgte im Jahr 2005 seine Äußerung zur Wirtschaftspolitik der Linken, die er als „nationalen Sozialismus" bezeichnete. Markwort hat einen Sohn aus erster Ehe und lebt mit seiner Partnerin, der Journalistin Patricia Riekel, zusammen. *M.A.*



Entsorgung neapolitanisch Zeichnung: Mohr

Ohne wenn und aber

Warum uns die Italiener jetzt noch weniger mögen, wie die Ideologie ihre Reinheit erhält, und wie die Teetassen tanzen lernten / Der Wochenrückblick mit Hans Heckel

Die Italiener nennen sie die „Züge der Schande", jene endlos langen Schienentransporte, die den Müll von der sonnigen Halbinsel ins neblige Germanien kutschieren, wo der Unrat fachgerecht verbrannt wird. Eine Schande sei das, weil man die Entsorgung nicht selbst auf die Reihe bekomme, fuchsen sich die Italiener. Daß es ausgerechnet die Teutonen sein müssen, die ihnen im Sinne des Wortes aus dem Dreck helfen müssen, wurmt dabei gewiß ganz besonders.

Das Verhältnis zwischen Deutschen und Italienern ist schon seit der Hermannsschlacht durchwachsen. Es heißt, die Deutschen lieben die Italiener, aber sie schätzen sie nicht, und die Italiener schätzen die Deutschen, aber lieben sie nicht. Das trifft es wohl in etwa.

Da muß aber noch mehr sein: Waren nicht die Leute da oben einst die Barbaren? Grobiane, die in ihre wuchernden Wälder äpfelten, als der vornehme Römer längst würdig zum Spülklosett schritt? Und waren nicht die Römer die Meister der Ordnung, der Effizienz, der Technik, während die wüsten Germanen noch ungestüm in ihrer Wildnis hockten?

Nebst römischer Kaiserkrone und Adler ist offensichtlich auch einiges von den Tugenden, die das antike Rom einst groß machten, mit über den Brenner entwischt. Am Ende war kein Staat der Neuzeit im besten Sinne „römischer" als Preußen.

Das kränkt die Italiener, und der Trost ihrer unerreichten Kunstschätze kann den Gram über die versiebte Vorrangstellung nur teilweise überdecken. Da liefert dieser Müllskandal alles, was es zum Wundenaufreißen braucht.

Dabei kommt es unserem Ruf zugute, daß die Alpen so hoch sind. Offenkundig erkennen die Italiener die Wirklichkeit jenseits des gewaltigen Massivs nur lückenhaft und füllen die Löcher mit den üblichen Vorurteilen vom mäßig sympathischen, aber sagenhaft tüchtigen Teutonen, der jedes Problem kühl und kompetent löst, wo sich Italiener in ziellosem Palaver nur selbst blockieren. Könnten sie uns genauer sehen, würden sie schnell bemerken, daß wir viel netter sind als sie glauben. Und daß wir in Sachen Palaver und Selbstblockade längst zu ihnen aufgeschlossen haben, wenn nicht sogar schon an ihnen vorbeigeschossen sind.

Hätten sich jene deutschen Umweltschützer durchgesetzt, die in den 80er Jahren Sturm liefen gegen neue Müllverbrennungsanlagen, dann müßten wir uns heute den Weg über Berlins Abfallberge bahnen zur französischen oder polnischen Botschaft, um dort Erlösung zu erflehen – um danach erleichtert den „Zügen der Schande" hinterher zu hüsteln, die unsere verdreckten Städte verlassen. Bei uns waren die Umweltlobbyisten damals unterlegen, in Neapel siegten sie. Den Unterschied erkennt man heute am Geruch.

> Grüne Logik: Wenn wir die Mündung zuschaufeln, gibt die Quelle auch kein Wasser mehr!

Die Parole hieß seinerzeit „Müllvermeidung statt Müllverbrennung". Die Verbrennung sollte blockiert werden, nach dem simplen Ratschluß: Wenn die Deutschen nicht mehr wissen, wohin mit ihren Unrat, dann werden sie – abrakadabra! – auch keinen mehr produzieren. Mit anderen Worten: Wir müssen nur die Mündung des Flusses zuschaufeln, dann kommt aus der Quelle auch kein Wasser mehr.

Diese Logik hat sich tief ins Denken der Grünen eingebrannt. Heute heißt es: Reißt die Kernkraftwerke ab, blockiert neue Kohlekraftwerke, und schon bald wird unser Energieverbrauch ganz von selbst auf nahe Null sinken. Den winzigen Rest gewinnen wir aus regenerativen Energiequellen.

Allerdings ist manchen Grünen das Abschalten, Blockieren und Vermeiden von was auch immer längst zum Ziel an sich geworden. Nehmen wir die Windkraft. Eben noch wollten sie ganz Deutschland zuspargeln, die Blutschmierer der von den Rotorblättern erschlagenen Vögel wurden in Öko-Kreisen schamhaft übersehen.

Das hat jetzt ein Ende: In Berlin klagt der Naturschutzbund (Nabu) gegen die erste Windkraftanlage der Hauptstadt. Der aus dem altehrwürdigen „Deutschen Bund für Vogelschutz" hervorgegangene Nabu fürchtet um das Leben von Greifvögeln, denen die Windflügel in der Tat seit Jahren reihenweise den Garaus machen, was bis dato klimaschutzbedingt lieber nicht so hoch gehängt wurde. Nach dem Motto: Wer merkt das schon?

Wenn demnächst allerdings die geschredderten Kadaver den Berlinern geradewegs in den Vorgarten klatschen, könnte dies einen unerwünschten Denkprozeß auslösen: Vielleicht ist das rundum emissionsreduzierte Kohlekraftwerk oder gar ein neues Akw doch die bessere Lösung als dieser häßliche Wildgeflügel-Fleischwolf am Stadtrand?

Daher klagt der Nabu zu Recht: Windkraftanlagen gehören in abgelegenere Gegenden, wo zartfühlende Menschen dem Todeskampf ihrer gefiederten Freunde nicht live beiwohnen müssen. Weiter draußen können Öko-Aktivisten die Tierreste in Ruhe aufsammeln und den Geflügelmatsch ornitologisch korrekt erfassen – um abends frisch und aufgeräumt im Fernsehen über die ungenutzten Chancen der Windkraft als Alternative zu Kohle und Atom aufzuklären.

Ideologie hat eben Licht und Schatten: Das Licht kommt daher, daß immer alles so schön klar und widerspruchsfrei ist. Den Schatten wirft die unberechenbare Wirklichkeit, von der sich der gestählte Ideologe aber nicht in die Irre führen läßt. In Niedersachsen plakatieren die Grünen die Wahlkampfparole: „Klima – ohne wenn und aber!"

In Deutschland kommt so etwas gut an, weil man hier die Kettensägen von Borneo und anderen Tropenwaldgebieten nicht hören kann, mit denen der Dschungel planiert wird für die Palmölplantagen, die uns den klimakorrekten Biosprit liefern sollen.

Da also liegt die Lösung, beim Windrad wie beim Palmöl: Die Wirklichkeit muß auch geographisch auf Distanz gehalten werden, damit die Ideologie, ungehemmt von kleinkarierten „Wenns" und „Abers", zur prachtvollen Blüte reifen kann.

Der ärgste Feind des porentief reinen Ideologen ist indes gar nicht die Wirklichkeit an sich, sondern ihre giftigste, unverfrorenste Ausgeburt: Die Ironie.

Apokalyptischer Spitzenreiter in Sachen Ironie ist die Weltgeschichte, das mußten auch grüne Aktivisten einst bitter erfahren: Schleswig-Holsteins Eisenbahnen wurden (und werden zum Teil heute noch) weitgehend mit Dieselloks befahren. Deren Leistung ist aber begrenzt. Um richtig lange Güterzüge ziehen zu können, spannte die Bundesbahn Ende der 80er daher zwei Loks statt einer davor.

Dagegen klagten natürlich die Öko-Kämpfer – mit Erfolg. Jedenfalls dachten sie das. Dann nämlich schlug die gefürchtete Ironie der Geschichte mit unerbittlicher Gemeinheit zu: Kurz nach dem Urteil fiel die Mauer. Ab sofort brauchte die Bundesbahn das Theater mit den zwei Lokomotiven gar nicht mehr zu veranstalten. Denn jetzt standen ja Reichsbahn-Loks zur Verfügung, die den selben Zug allein ziehen konnten. Statt zwei relativ leiser westdeutscher Dieselloks rumpelte so die weitaus leistungsstärkere, aber unglaublich laute und dreckige „Taiga-Trommel" aus sowjetischer Produktion durch das Land zwischen den Meeren.

Was die Schleswig-Holsteiner wohl empfunden haben, als ihre Teetassen durch den Dieselruß über die Tische tanzten? War leider nicht herauszukriegen. In dem Krach konnte man kein Wort verstehen.

Ist auch egal: Die Öko-Ideologen zur Verantwortung zu ziehen ginge sowieso nicht. Bei ihnen zählen allein die für gut erklärten Absichten und nicht etwa die Folgen ihres Handelns. Und überhaupt: Sind die Neapolitaner nicht selber Schuld an dem stinkenden Gebirge in ihren Straßen? Hätten doch einfach aufhören können mit dem Müllproduzieren! Das sollten wir ihnen im Glanze unserer teutonischen Überlegenheit unbedingt mal mitteilen. Ohne wenn und aber. Das wird ein Fest!

ZITATE

Bayerns SPD-Fraktionschef ***Franz Maget*** *glaubt zu wissen, warum Landrätin und Ex-CSU-Mitglied* ***Gabriele Pauli*** *noch immer* ***keine neue Partei*** *gefunden hat:*

„Die will keiner haben. Und es könnte ja auch sein, daß es dafür Gründe gibt."

Altkanzler ***Gerhard Schröder*** *geht die CDU hart an wegen Unionsforderungen nach Abschiebung* ***ausländischer Intensivtäter****. Als Wahlkämpfer in Niedersachsen hörte sich der selbe Schröder* ***1997*** *indes noch so an:*

„Wir dürfen nicht mehr so zaghaft sein bei ertappten ausländischen Straftätern. Wer unser Gastrecht mißbraucht, für den gibt es nur eins: raus, und zwar schnell!"

Der Mitherausgeber der „Frankfurter Allgemeinen" ***Frank Schirrmacher*** *hat eine Erklärung für die* ***Hilflosigkeit****, mit der die* ***Deutschen*** *auf Übergriffe junger Migranten reagieren („FAZ" vom 15. Januar):*

„Deutschland, das seit dem Jahre 1945 ein Gespür für Rassismen und Totalitarismen aller Art entwickelt hat, mißtraut sich selbst so sehr, daß es die notwendige Integration nicht zu leisten wagte. Vielleicht das Beunruhigendste an den Vorgängen ist, daß die Mehrheit keine Sprache für diese Bedrohung hat."

Deutsche-Bahn-Chef ***Hartmut Mehdorn*** *ist offensichtlich unwohl bei dem jetzt erzielten* ***Tarifabschluß*** *mit der Lokführer-Gewerkschaft. Er* ***warnt****:*

„Die Methode, daß Minderheiten in einem Unternehmen sich auf Kosten der Gesamtbelegschaft bedienen, wird Schule machen."

Die Wettreisenden

Gleichsam um die Wette reisen
Schorsch und Nic ins Morgenland,
hoffend auf den Stein der Weisen,
den bis heute keiner fand.

Sand zum in die Augen Streuen
gibt es jedenfalls zuhauf,
und beim Phrasen Wiederkäuen
fällt man dort erst recht nicht auf.

Leider reichen in der Krise
weder ein Mesjö Kuschnäär
noch die steife Kondoliese
oder gar der Pudel Bläär.

Selber durch die Gegend sausen
müssen folglich Nic und Schorsch,
und ist manches auch zum Grausen,
tun sie's doch, gekonnt und forsch.

Beispielsweise Bruderküsse –
die sind wenig angenehm
und vermitteln falsche Schlüsse,
typisch fürs Nahost-Problem.

Und wie steht's mit Kränze Legen?
Ist am Herzl-Berg ein Muß,
brächte andernorts hingegen
mit der Wählerschaft Verdruß.

Freilich, bei Atom und Waffen
konkurrieren Schorsch und Nic –
jeder will mehr Umsatz schaffen,
jeder sucht den besten Trick.

Beide sind sich einig aber
über ihren Friedensplan:
Scheitert das Nahost-Gelaber,
heißt der Sündenbock Iran!

Pannonicus